

Magazin

11. Jahrgang :: Juni 2016

20

Zusammenhalt

Robert Bosch **Stiftung**

Liebe Leserin, lieber Leser,



für das Titelblatt von diesem Magazin gab es etwa zwanzig Entwürfe. Weil uns die Entscheidung schwerfiel, haben wir den Kollegentest gemacht. Welcher Entwurf passt am besten zum Thema Zusammenhalt?

Der entscheidende Hinweis kam dann von einer Mitarbeiterin: »Die Aussage von dem Bild mit dem Reißverschluss ist gar nicht eindeutig: Er kann auf- oder zugehen.«

Das wars! Diese ambivalente Botschaft, die kein anderer Entwurf enthielt, war genau richtig. Auch die verschiedenen Gruppen in unserer Gesellschaft können zusammenfinden oder auseinanderdriften. Und es braucht immer wieder Menschen, die sich für Zusammenhalt starkmachen und die auseinanderstrebenden Teile miteinander verzahnen.

Ganz aktuell zeigt sich das bei den Flüchtlingen, die seit dem Sommer 2015 zu uns gekommen sind. Was müssen wir tun, um die Menschen, die für längere Zeit oder für immer bei uns bleiben, in unsere Gesellschaft zu integrieren? Dazu hat die Robert Bosch Stiftung eine Expertenkommission ins Leben gerufen, auf einem Forum mit dem Bundespräsidenten, Praktikern und Experten diskutiert und viele Praxisprojekte gefördert. Berichte dazu finden Sie in diesem Heft.

Aber das Thema Zusammenhalt beschäftigt uns auch über die Flüchtlingsfrage hinaus. In einer Gesellschaft, die immer vielfältiger wird und in der alte Strukturen wie Familien und Vereine ihre Bindungskraft verlieren, gibt es zahlreiche mögliche Bruchstellen: zwischen Jung und Alt, Privilegiert und Benachteiligt, Christlich und Muslimisch, um nur einige Beispiele zu nennen. Dass sich diese Gruppen treffen und im Gespräch bleiben, ist meist engagierten Bürgerinnen und Bürgern zu verdanken. Einige von ihnen können Sie in diesem Magazin kennenlernen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

Ihr

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

9

Wirklich anzukommen im Land ist die Voraussetzung dafür, Teil unserer Gesellschaft zu werden. Christiane Lettow-Berger hilft Flüchtlingen dabei



16

An der Integration sollten sich möglichst alle beteiligen, fordert Bundespräsident Joachim Gauck auf dem Forum »Flüchtlinge in Deutschland«



:: Inhalt

- 4 Flüchtlinge in Deutschland**
Was zu tun ist, damit Integration gelingt: Handlungsempfehlungen der Robert Bosch Expertenkommission
- 9 Zuflucht zwischen Büchern**
Eine Buchhändlerin kümmert sich ehrenamtlich darum, dass Neuankömmlinge mit dem Nötigsten versorgt sind
- 13 Flüchtlinge kommen zu Wort**
Mehr als 2.000 Teilnehmer kamen zur ersten selbst organisierten Flüchtlingskonferenz
- 14 Ankommen im Land**
Forum »Flüchtlinge in Deutschland« – eine gemeinsame Veranstaltung des Bundespräsidenten und der Stiftung

20 Wer stellt sich zur Wahl? Vereine brauchen ehrenamtliche Vorstände



4

Konkrete Empfehlungen zur Flüchtlingspolitik, z. B. für eine bessere Gesundheitsversorgung von Flüchtlingen, hat die Robert Bosch Expertenkommission vorgelegt

- 16 Das Miteinander der Verschiedenen gestalten**
Bundespräsident Gauck fordert dazu auf, Menschen so früh wie möglich zu integrieren
- 18 Was hält unsere Gesellschaft im Innersten zusammen?**
Auszüge aus der Abschlussdiskussion des Forums
- 20 Vereine ohne Meier**
Kaum einer will im Verein Verantwortung übernehmen. Ein Tanzsportclub hat ein Mittel dagegen gefunden
- 24 Damit der Rucksack mit den Sorgen leichter wird**
Auch wenn das Umfeld schwierig ist: Eine Schule kämpft dafür, den Schülern gerechte Chancen zu bieten
- 29 Normalfall Vielfalt**
Wie politische Bildung zu mehr Toleranz beiträgt
- 32 Am Krankenbett mit Bibel und Koran**
Besuchsdienste übernehmen bisher meist nur Christen. Nun lassen sich auch Muslime dafür ausbilden

- 36 Essay**
Wie viel Zusammenhalt eine Gesellschaft tatsächlich braucht, hinterfragt der Soziologe Armin Nassehi
- 38 Alt, aber nicht rostig**
In der Offenen Jugendwerkstatt Karlsruhe arbeiten Alt und Jung zusammen – und lernen einander schätzen
- 42 Die Stadtforscherin**
Eine griechische Kulturmanagerin bringt Anwohner dazu, ihre Umgebung aktiv mitzugestalten
- 43 Nachrichten** aus der Stiftung
- 47 Impressum**



60.000 – 125.000

zusätzliche Wohnungen werden für die 2015 nach Deutschland gekommenen Flüchtlinge benötigt

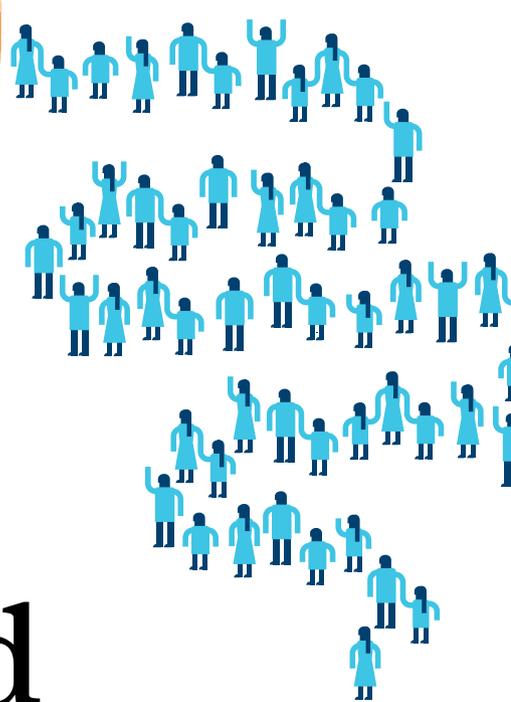
:: Flüchtlinge in Deutschland

Hunderttausende Menschen sind im vergangenen Jahr nach Deutschland geflohen. Was ist nötig, um sie – dauerhaft oder auf Zeit – in unsere Gesellschaft aufzunehmen? Eine Expertenkommission im Auftrag der Robert Bosch Stiftung hat dazu umfassende und sehr konkrete Empfehlungen erarbeitet

Geht es um darum, wie Deutschland mit der großen Zahl an Flüchtlingen umgehen soll und ihre Integration in unsere Gesellschaft gelingen kann, ist es wichtig, einen umfassenden und verlässlichen Überblick zu schaffen. Gerade dann, wenn unklar ist, wie sich die Flüchtlingszuwanderung entwickelt, und die Debatte von polarisierenden Meinungen dominiert wird. Deshalb hat die Robert Bosch Stiftung im März 2015 eine Expertenkom-

mission einberufen, deren hochrangige Mitglieder aus Politik, Wirtschaft, Verbänden und Organisationen stellvertretend für die Breite der Gesellschaft stehen (siehe Seite 7). Die zehnköpfige überparteiliche Kommission unter Vorsitz des stellvertretenden CDU-Bundvorsitzenden Armin Laschet hat in einjähriger Arbeit zahlreiche mittel- und langfristige Reformvorschläge für deutsche Flüchtlingspolitik entwickelt und im Frühjahr 2016 vorgestellt. In ih-

rem Abschlussbericht formuliert die Kommission 99 praxisnahe Handlungsempfehlungen, die sich auf die Auswertung wissenschaftlicher Gutachten, Analysen und Beobachtungen aus der Praxis stützen. Sie reichen von der Forderung nach der Einführung einer Gesundheitskarte für Flüchtlinge bis zu der Unterstützung bei Existenzgründungen. Wesentliche Anregungen der Expertenkommission wurden bereits im Entwurf eines Integrationsgesetzes



Menschenwürdig und kostengünstiger – die volle medizinische Grundversorgung von Anfang an

Unterbringung und Wohnen
Öffentlichen Wohnungsbau massiv ausweiten

Allein die Flüchtlinge, die im vergangenen Jahr nach Deutschland kamen, werden bald 60.000 bis 125.000 zusätzliche Wohnungen benötigen.

Die Robert Bosch Expertenkommission fordert daher eine massive Ausweitung des öffentlichen Wohnungsbaus. Bund, Länder und Kommunen sollen gemeinsam kostengünstigen Wohnraum fördern, der allen Menschen offensteht. Dafür empfehlen die Experten Maßnahmen wie die Senkung der Grunderwerbssteuer und eine weitere Vereinfachung des Bau-, Umwelt- und Vergaberechts.

Außerdem braucht es einheitliche Mindeststandards für Gemeinschaftsunterkünfte, zu denen separate Schlaf- und Duschräume für Frauen sowie Räume für Sprachkurse und Kinderbetreuung zählen. Für die anschließende Unterbringung in den Kommunen schlägt die Kommission neue Verteilungsschlüssel vor, die sich stärker als bisher an Kriterien wie Arbeitsmarkt, Demografie oder Wohnungsmarkt orientieren. Sollten sich Privatpersonen bereit erklären, Flüchtlinge aufzunehmen, sollte dies unbürokratischer möglich sein. Entsprechende zivilgesellschaftliche Initiativen sollten gefördert werden.

Gesundheit

Gesundheitskarte für alle

Wir können und müssen den Zugang zu medizinischen Behandlungen für Flüchtlinge auf einem guten Niveau vereinheitlichen und vereinfachen: Das entspricht einem menschenwürdigen Umgang und ist langfristig

15

Monate warten Flüchtlinge bisher auf die volle medizinische Versorgung – und damit auch auf wichtige Schutzimpfungen

einer schnellen Integration. Denn klar ist: Nach dem ersten großen Kraftakt, Schutzbedürftige aufzunehmen und zu versorgen, folgt jetzt die langfristige Herausforderung, die Menschen rasch zu integrieren, die für einige Zeit oder dauerhaft im Land bleiben. Die wichtigsten Empfehlungen der Robert Bosch Expertenkommission sind auf den folgenden Seiten dargestellt.

► Der gesamte Kommissionsbericht ist unter www.bosch-expertenkommission.de abrufbar.

der Bundesregierung berücksichtigt. Die Empfehlungen orientieren sich am Ablauf einer »Flüchtlingsbiografie« von Zugang, Asylverfahren, Anerkennung, Aufnahme und Integration oder Rückführung bei abgelehntem Asylantrag. Im Fokus stehen Maßnahmen zu



auch günstiger für die Gesellschaft«, fasst Armin Laschet die zentralen Forderungen der Kommission in Gesundheitsfragen zusammen. Sie rät deshalb zu einer verbindlichen Gesundheitskarte für Flüchtlinge. Diese ist nach Erfahrungen aus Bremen und Hamburg sowie aktuellen Studien auch effizienter als die derzeitige Behandlung auf Krankenschein. Auch Vorsorge und Intervention wären so schneller möglich, was gerade in Massenunterkünften besonders wichtig ist.

Derzeit erhalten Flüchtlinge und Asylbewerber in den ersten 15 Monaten nur eine medizinische Notversorgung. Wichtige Impfungen sollten früher erfolgen, bevor sich Infektionen ausbreiten. Auch sollten deutlich mehr Sozialarbeiter und Ärzte in Erstunterkünften

arbeiten, um langfristigen und damit teuren Erkrankungen vorzubeugen. Gerade traumatisierte Flüchtlinge brauchen schnellere Hilfe.

Bildung Schulpflicht für Flüchtlingskinder

Rund 155.000 Kinder im schulpflichtigen Alter und 94.000 im Krippen- und Kindergartenalter sind allein 2015 nach Deutschland gekommen. Das entspricht einem Zuwachs von 1,4 Prozent bei den Schulplätzen und von 3,5 Prozent bei den Kitas. Für eine erfolgreiche Integration ist es wichtig, dass die Menschen, die zu uns kommen, ausgebildet werden. Je früher junge Menschen Zugang zu Bildung haben, desto größer ist die Chance, dass sie später

beruflich erfolgreich sind. Davon profitiert die ganze Gesellschaft. Daher sollte eine Schulpflicht für Flüchtlingskinder eingeführt werden, die spätestens drei Monate nach Antragstellung beginnt. Flächendeckend sollten einheitlich strukturierte Vorbereitungsklassen eingerichtet werden. Und nicht zuletzt sollten Flüchtlinge bis 21 Jahre, in Ausnahmefällen bis 25 Jahre, vereinfacht Zugang zu Berufsschulen haben, damit sie auch jenseits der Schulpflicht eine Ausbildung beginnen und ins duale System einsteigen können. An Hochschulen und Ländern gerichtet ist die Aufforderung, die rechtlichen Spielräume zu nutzen, so dass Asylbewerber mit Bleibeperspektive und Geduldete ein Studium aufnehmen können.



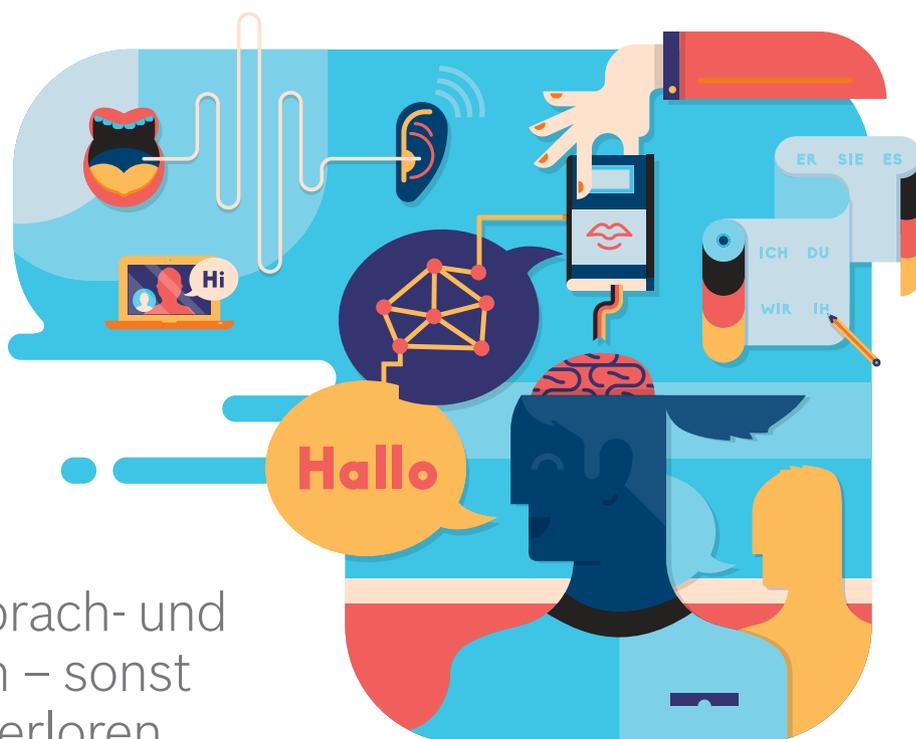
Robert Bosch Expertenkommission

Ihre Mitglieder (von links): Claus Enkler, Ministerium für Integration des Landes Baden-Württemberg (in Vertretung für Ministerin Bilkay Öney), Günter Burkhardt, Geschäftsführer Pro Asyl, Heinrich Alt, Bundesagentur für Arbeit, Prof. Dr. Renate Köcher, Geschäftsführerin des Instituts für Demoskopie Allensbach, Armin Laschet (Vorsitz der Kommission), stv. CDU-Bundesvorsitzender, Uta-Micaela Dürig, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung, Rainer Ohliger, wissenschaftliches Sekretariat der Expertenkommission, Jan Dannenbring, Zentralverband des Deutschen Handwerks (in Vertretung für Hans Peter Wollseifer), Roland Preuß, Süddeutsche Zeitung, Christine Langenfeld (Gast), Vorsitzende des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration, und Peter Clever, Mitglied der Hauptgeschäftsführung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Es fehlt: Dr. Ulrich Maly, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg und Vizepräsident des Deutschen Städtetages.

Sprachkurse

Gleichrangiger Zugang

Sprache ist der Schlüssel zur Integration in Gesellschaft und Arbeitsmarkt. Daher sollten Sprachkenntnisse bereits in den Erstaufnahmeeinrichtungen erhoben werden. Schon während ihres Asylverfahrens könnten Asylbewerber mit hoher Bleibeperspektive gleichrangigen Zugang zu Sprach- und Orientierungskursen erhalten. Gleichzeitig sollten die Kurse ausgeweitet werden; aufgrund der großen Nachfrage sind sie häufig belegt. Viele Monate wertvoller Zeit und Motivation gehen so verloren. Um überhaupt genügend Lehrer für Sprachkurse zu finden, sollten auch unkonventionelle Wege gewählt und pensionierte Lehrer oder Dozenten angeworben werden. Die Kommission empfiehlt zudem, zivilgesellschaftliche Initiativen zu stärken und ehrenamtliche Netzwerke auszubauen. Freiwillige Sprachkur-



Früher Zugang zu Sprach- und Orientierungskursen – sonst geht wertvolle Zeit verloren



se in den Erstaufnahmeeinrichtungen durch Ehrenamtliche oder Tele-teaching könnten dazu beitragen, dass Flüchtlinge schon die ersten Monate in Deutschland produktiv nutzen.

Arbeitsmarktzugang Möglichst früh mit Arbeit beginnen

Der Zugang zum Arbeitsmarkt ist eine der zentralen Stellschrauben für eine schnelle Integration. Deshalb sollten Flüchtlinge mit Bleibeperspektive bereits nach drei Monaten im Land arbeiten dürfen. Überarbeitet werden sollte die sogenannte Vorrangprüfung, die aktuell noch dazu führt, dass Flüchtlinge selbst dann nicht beschäftigt werden können, wenn es nur theoretisch einen bevorrechtigten deutschen Arbeitsuchenden für die Stelle

gibt. Zudem sollten die Kompetenzen der Flüchtlinge systematisch erfasst werden. Bislang fehlen den Behörden Informationen über deren schulische und berufliche Qualifikationen. Arbeitsmarktpolitische Förderinstrumente wie berufliche Weiterbildungen oder Vermittlungsgutscheine für private Arbeitsvermittler sollten auch für Flüchtlinge mit Bleibeperspektive voll eingesetzt werden. Gleiches gilt für die Ausbildung: Auch hier sollten alle Fördermöglichkeiten bereits zu Beginn der

Ausbildung zugänglich sein und nicht erst wie bisher nach 15 Monaten. Für die Dauer der Ausbildung empfehlen die Experten eine Aufenthaltserlaubnis statt einer Duldung. Schließen Flüchtlinge eine Ausbildung erfolgreich ab, sollten sie eine Aufenthaltserlaubnis und freien Zugang zum Arbeitsmarkt bekommen. Darüber hinaus sollten Existenzgründungen von Flüchtlingen unterstützt werden und arbeitsberechtigte Asylbewerber in Zeitarbeit arbeiten dürfen.

Flüchtlinge mit Bleibeperspektive sollten nach drei Monaten arbeiten dürfen

:: Zuflucht zwischen Büchern

Die vielen Neuankömmlinge aufzunehmen, ist eine Herausforderung für unsere Gesellschaft. Menschen wie Buchhändlerin Christiane Lettow-Berger helfen Flüchtlingen dabei, anzukommen in diesem Land – unterstützt vom Projekt VOR ORT

Von Julius Schophoff

Unter dem Fenster, zwischen den Märchen der Brüder Grimm und den Gedichten von Rilke, Ringelnatz und Roth, steht ein Tischchen mit rosa Tulpen. Christiane Lettow-Berger schiebt die Vase beiseite und legt eine Liste vom Landratsamt darauf: zwanzig Namen von Flüchtlingen, die Neuankömmlinge dieser Woche. Sie blickt aufs Datum. »Mist, das war ja gestern«, sagt sie. »Na, dann mal los!« Es ist kurz nach neun, sie hat ihren Buchladen in der Altstadt von Kelheim gerade erst aufgeschlossen, und schon muss sie wieder weg. Sie überlässt das Geschäft ihrer Mitarbeiterin und geht zur Tür hinaus.



Im Buchladen am Alten Markt gibt es neben Büchern auch Rat und Hilfe für Flüchtlinge

Lettow-Bergers Buchladen am Alten Markt ist die inoffizielle Flüchtlingszentrale von Kelheim, einer 15.000-Einwohner-Stadt bei Regensburg. Noch Anfang 2014 gab es im Landkreis praktisch keine Asylbewerber, heute sind es ca. 2.200. Nach bayerischen Richtlinien müsste es 14 hauptamtliche Asylbera-

Christiane Lettow-Berger verliert ihren Humor selten. Dabei ist die Flüchtlingsarbeit oft zum Verzweifeln. Die Ehrenamtlichen sind häufig die Einzigen, die die Asylbewerber an die Hand nehmen



Im Bürgeramt kommt für die Flüchtlinge noch eine weitere Fremdsprache dazu: Amtsdeutsch

> ter geben, einen für je 150 Flüchtlinge. Aber es gibt, seit Februar diesen Jahres, zwei. Weil das in ländlichen Gegenden oft so ist, hat der Bayerische Flüchtlingsrat das Projekt VOR ORT ins Leben gerufen, in dem die dringend gebrauchten Ehrenamtlichen abseits der Großstädte unterstützt, beraten und geschult werden. Die Robert Bosch Stiftung fördert das Projekt; denn hier entscheidet sich, ob es gelingt, die vielen Neankömmlinge aufzunehmen und Teil unserer Gesellschaft werden zu lassen.

Mit ihrem blauen Campingbus fährt Lettow-Berger bei einer neuen Flüchtlingsunterkunft vor, ein freundliches Haus mit Krokussen im Garten. Vor der Doppelgarage steht eine Gruppe Syrer, eine Frau hält ein Baby im Arm. »Hallo, ich bin Chris-

Auch Helfer brauchen Hilfe Unterstützung VOR ORT

Fernab der Großstädte sind Flüchtlinge besonders auf das Engagement Ehrenamtlicher angewiesen, die sie bei Asylanträgen unterstützen, Unterkünfte organisieren oder ihnen die Sprache beibringen. Das von der Robert Bosch Stiftung geförderte Projekt VOR ORT des Bayerischen Flüchtlingsrates hilft den Helfern, vor allem im ländlichen Raum Bayerns. Die Initiative vermittelt in Workshops Basiswissen, stellt Materialien bereit, berät, schult und vernetzt die Helfer vor Ort und ermutigt zum ehrenamtlichen Engagement. www.bosch-stiftung.de/vor_ort



tiane«, sagt Lettow-Berger und reicht einem nach dem anderen die Hand. Die 64-jährige Buchhändlerin trägt kurze graue Haare, Silberschmuck und kniehohe Wildlederstiefel. »Do you speak English?« Kopfschütteln. Sie streicht dem Baby über die Wange. »Amir«, sagt die Mutter.

Obwohl sie sich nicht verstehen, reden alle freundlich drauflos, Lettow-Berger auf Deutsch, die Syrer auf Arabisch. »Hamam, hamam«, sagen die Frauen. Hamam? Lettow-Berger folgt ihnen in den ersten Stock, die Mutter zeigt auf die Dusche, dann auf Amir. Er braucht eine Babybadewanne. Ein Kinderbett gibt's auch nicht. »Habt ihr einen Kinderwagen?«, fragt die Buchhändlerin. Kopfschütteln. »Habt ihr euch schon registriert? Geld bekommen?« Sie reibt Daumen und Zeigefinger. »Money?« Nein, nichts.

Die Flüchtlinge setzen große Hoffnung in sie. Lettow-Berger bringt die Syrer zur Erstanmeldung ins Rathaus. Im Vorraum des Bürgerbüros gesellen sich immer mehr Flüchtlinge dazu, junge Männer, die schon länger in Deutschland sind und die Buchhändlerin herzlich begrüßen. Einer nimmt Amir auf den Arm. »Mein Sohn!«, sagt er. In gebrochenem Deutsch erklärt er, dass er aus seinem Heim raus und zu seiner Familie ziehen will. Das ist Sache des Landratsamts. Nach einem Marsch durch die Altstadt sind sie dort, Lettow-Berger klopft an Zimmer 101, sieben Syrer hinter sich. Sie trägt den Wunsch der Familie vor, der Beamte schickt sie weiter in Zimmer 22. Dort sagt die Kollegin, der Zuständige sei sechs Wochen im Urlaub; seine Vertretung komme nach Ostern wieder, in einer Woche. Lettow-Berger dreht sich um, die Syrer blicken sie hoffnungsvoll an. »Ihr müsst warten«, sagt sie. »Sabr.« Geduld. Das Wort kennt sie mittlerweile in vielen Sprachen.



Ein Familienvater möchte aus dem Flüchtlingsheim zu seiner Familie ziehen. Lettow-Berger vermittelt in alle Richtungen

Aus den Namen auf den Listen vom Landratsamt sind Freunde geworden



Gewusst wie: Der Gang in die Spendengarage des Roten Kreuzes ist oft schneller als der Amtsweg



Bürokratie braucht ihre Zeit. Das Wort »Geduld« kennt Christiane Lettow-Berger mittlerweile in vielen Sprachen

Christiane Lettow-Berger lacht viel an diesem Vormittag. Dabei ist die Flüchtlingsarbeit oft zum Verzweifeln. Die Ehrenamtlichen sind häufig die Einzigen, die die Asylbewerber an die Hand nehmen. Die Flüchtlinge setzen große Hoffnung in sie - dabei können sie nur wenig tun. »Wir sind Vermittler«, sagt Lettow-Berger, »aber wir werden kaum informiert.« Was auch daran liegt, dass viele Behördenmitarbeiter selbst kaum noch durchblicken.

Welche Chancen auf Asyl hat ein Senegalese? Wer stellt Arbeitsgenehmigungen aus? Was tun, wenn ein Flüchtling seinen Pass verloren hat? Wenn Christiane Lettow-Berger nicht weiterweiß, hilft ihr der Bayerische Flüchtlingsrat. Sie ruft an oder schreibt Mails, manchmal findet sie die Antwort auch in den Mailings, in denen sich Helfer aus ganz Bayern austauschen. »Wir sind als Ehrenamtliche immer wieder mit neuen Situationen, rechtlichen, menschenrechtlichen, politischen, psychologischen Themen und Problemen konfrontiert«, sagt Lettow-Berger. »Da ist es ungeheuer wichtig, dass wir uns schnell und zuverlässig informieren können.« Sie geht zu VOR ORT-Vernetzungstreffen, bei denen Seminare zu allen Themen der Flüchtlingsarbeit angeboten werden: von der emotionalen Frage, wie nah man die Schicksale der Menschen an sich heranlassen darf, bis zu den harten Paragraphen des Asylrechts.

Schweigend wie im Wartezimmer sitzen sie da. Doch auf sein Recht zu pochen, kann dauern, der offizielle Weg ist lang. Für Babybadewannen zum Beispiel sind eigentlich die Vermieter zuständig. Doch statt eine Woche zu warten, um Beschwerde beim Landratsamt einzulegen, macht Lettow-Berger einen Abstecher zur Spendengarage des Ro- ➤

»Abends im Bett ist der letzte Gedanke: Was hast du nicht erreicht?«

- > ten Kreuzes und kommt schwer beladen wieder heraus: Links schleppt sie ein Kinderreisebett, rechts schiebt sie einen Kinderwagen, obendrauf liegt eine gelbe Plastikbadewanne. Ein Hamam für Amir.

Der Vormittag ist vorüber, Lettow-Berger muss zurück. Eine Kundin tritt ein, sie sucht einen Schmöker-Krimi, Lettow-Berger empfiehlt Vargas. Die nächsten Besucher brauchen keine Bücher, sondern Hilfe: zwei Syrer, ein Eritreer, ein Senegalese. Sie nehmen auf den Stühlen neben dem Tulpentischchen Platz. Schweigend wie im Wartezimmer sitzen sie da, hinter ihnen die »Bibliothek von Babel«, Fantastische Literatur von Borges, Voltaire, Melville. Lettow-Berger kommt dazu, setzt die Lesebrille auf und schlägt die Beine übereinander. Sie wippt mit den Zehen und liest: die Rechnung einer Klinik; eine Fiktionsbescheinigung; einen Weiterbewilligungsantrag. Sie stockt. »Wisst ihr, was sonstige Entgeltsatzleistungen sind?« Die jungen Männer lächeln. Sie verstehen keine Silbe. Neben Bruchstücken Arabisch, Farsi, Paschtu, Dari und Tigrinya lernt die Literaturwissenschaftlerin Christiane Lettow-Berger eine weitere Fremdsprache: Amtsdeutsch. Am Ende legen die Männer ihre Arme um sie. »She is our boss«, sagt einer.

Wenn man sich für Asylbewerber einsetzt, sagt Lettow-Berger, seien sie nicht mehr bloß Nachrichten. »Dann bekommt

jeder Flüchtling ein Gesicht wie du und ich.« Aus vielen Namen auf den Listen vom Landratsamt sind Freunde geworden. Ein junger Senegalese kommt jeden Tag in ihren Laden, vor und nach seinem 1,05-Euro-Job im Seniorenheim, nur um einen Tee zu trinken. Ein Syrer, der nach seinem 18. Geburtstag in eine Obdachlosenunterkunft sollte, wohnt heute bei ihr im Haus am Waldrand – zur Miete. Wenn sie ihn morgens zur Berufsschule fährt, nimmt sie auf dem Weg drei syrische Mädchen in die Grundschule mit.

Sie will die Flüchtlingsarbeit professionalisieren Kurz vor Ladenschluss schaut ihr Mann rein, er lädt sie für den Feierabend zum Essen ein. Zu seiner Frau sagt er manchmal: Pass auf, dass du dich nicht übernimmst! Christiane Lettow-Berger hat oft das Gefühl, dass ihr das alles zu viel wird. »Abends im Bett ist der letzte Gedanke: Was hast du nicht erreicht? Und morgens der erste: Was kannst du noch machen?«

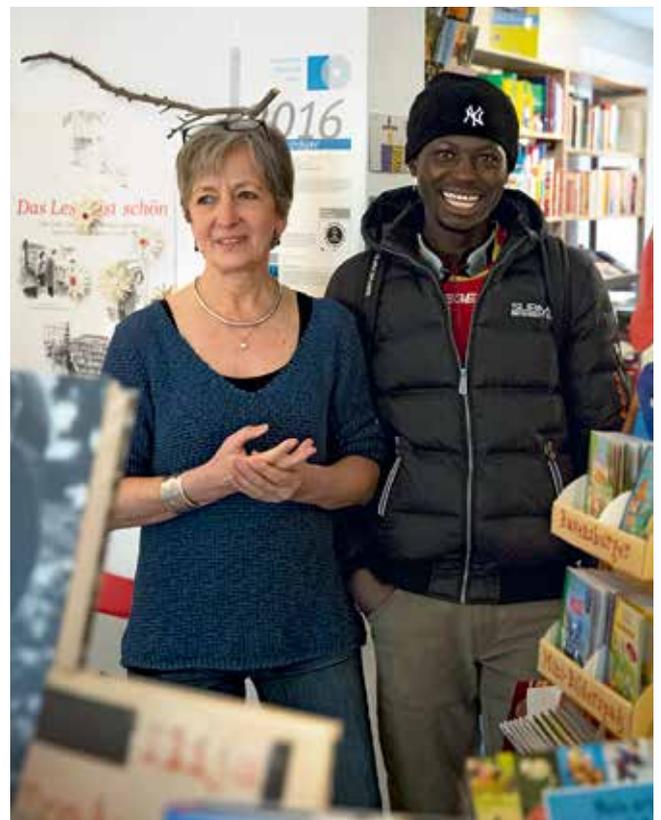
Sie wird den Buchladen bald übergeben. Doch ihre Nachfolgerin wird nur die Bücher übernehmen, nicht die Flüchtlinge. Lettow-Berger will sich als Stadträtin weiter auf politischer Ebene einsetzen, will die Flüchtlingsarbeit professionalisieren und koordinieren. Damit Flüchtlinge auch in Zukunft in Kelheim unter menschenwürdigen Bedingungen leben und eine Chance darauf haben, Teil der Gesellschaft zu werden.



Julius Schophoff verstand die Briefe, mit denen die Flüchtlinge in den Buchladen kamen, selbst kaum. Eine Krankenkasse zum Beispiel wollte von einem Asylbewerber wissen, ob sein verletzter Fuß eine »schadhafte Sache« sei. So sah es zumindest aus.



Pause? Gar nicht so einfach. »Pass auf, dass du dich nicht übernimmst«, warnt Christiane Lettow-Bergers Ehemann





:: Flüchtlinge kommen selbst zu Wort

Mehr als 2.000 Menschen nahmen an der von Flüchtlingen organisierten »Conference of Refugees and Migrants« in Hamburg teil – unterstützt von einer Vielzahl gemeinnütziger Organisationen, darunter die Robert Bosch Stiftung

Nicht etwa deutsche Experten, sondern die Betroffenen selbst haben Ende Februar auf einer Flüchtlingskonferenz über ihre Belange diskutiert. Es war keine Konferenz der großen Reden, sondern der vielen kleinen Geschichten – Geschichten von Flüchtlingen, von Gewalt und Krieg, Flucht, Sprachproblemen und Frustration über deutsche Bürokratie und Politik. Aber es gab auch Geschichten über ein Leben in Freiheit, gegenseitige Hilfe und den Glauben an eine bessere Zukunft. Die vorherrschende Stimmung war: Wir wollen von unserem Schicksal berichten, uns ihm aber nicht ergeben. Im Zentrum standen Fragen wie: Wie vernetzen wir uns besser? Wie ist das Leben in Deutschland und wie die Lage an den Grenzen?

»Die Konferenz sollte eine neutrale Plattform sein und zeigen, wie Geflüchtete sich selbst organisieren können – lokal, national und international«, sagte Abimbola Odugbesan. Er gehört zu »Lampedusa in Hamburg«, einer Gruppe afrikanischer Flüchtlinge, die die Konferenz organisiert hat. Unterstützt wurden sie dabei von Freiwilligen und der Kulturfabrik »Kampnagel«, zugleich Ort der dreitägigen Konferenz.

Dort kamen sowohl Flüchtlinge, die schon länger hier leben, als auch solche, die erst seit Kurzem hier sind, zusammen.

In über dreißig Workshops und Podiumsdiskussionen sprachen die Teilnehmer über so unterschiedliche Themen wie mentale Gesundheit, gehörlose Geflüchtete, unbegleitete Minderjährige, das Angebot an Sprachkursen und Rassismus. »Wir müssen den Deutschen helfen, den Flüchtlingen die Regeln zu erklären. Was ist Sexismus? Was ist die Kultur hier in Deutschland?«, erzählte Salah Mustafa von »Syrier gegen Sexismus«. Er betreute einen der vielen Infostände von Organisationen und Vereinen. Etwa 800 Übernachtungsplätze u. a. bei Gastfamilien standen Gästen von außerhalb zur Verfügung, für Kinder gab es eine Kinderbetreuung. Bei einer Rechtsberatung konnten sich Flüchtlinge individuell beraten lassen. Freiwillige übersetzten die Podiumsdiskussionen in acht Sprachen.

»Unsere Ausgangslagen sind ähnlich, fast alle sind vor Krieg und Gewalt geflohen. Deswegen müssen wir miteinander sprechen, wir haben die gleichen Probleme«, sagte Odugbesan.

Der 30-Jährige ist Sprecher von »Lampedusa in Hamburg«. In Nigeria unterrichtete er Soziologie und Englisch, bis er gegen die Unterbezahlung und Diskriminierung von Frauen protestierte und fliehen musste. »Neue Flüchtlinge können von uns ›alten‹ zum Beispiel lernen, sich selbst zu organisieren und politisch aktiv zu sein.«

Die Nordafrikanerin Sherey, die mit ihrer Familie zur Konferenz gekommen ist, sagte: »Ich als geflüchtete Person und Ausländerin in diesem Land habe es als sehr positiv erlebt, willkommen geheißen zu werden auf dieser Konferenz, und auch, dass mir mit so viel Respekt begegnet wird.« Ein positives Fazit zieht auch Abimbola Odugbesan: »Wir haben gesehen, dass die Konferenz eine großartige Plattform ist, um Leute miteinander zu vernetzen und einen Überblick über die Lage in verschiedenen Städten zu bekommen. Sie ist ein starkes Werkzeug bei der gemeinsamen Anstrengung, mit dem europäischen System klarzukommen und die Politik mit unseren Anliegen zu erreichen.«

Im Herbst soll die Konferenz wieder stattfinden – damit nicht nur über, sondern auch mit Flüchtlingen geredet wird.

Im Schloss Bellevue, Amtssitz des Bundespräsidenten, fand das Forum Flüchtlinge statt



:: Ankommen im Land

Integration ist eine Aufgabe für alle: für Politik, die gute Rahmenbedingungen schaffen muss, genauso wie für Schulen, Kommunen, Polizei und Zivilgesellschaft. Der Bundespräsident und die Robert Bosch Stiftung luden zu einem Forum ein

Wenn die Integration Hunderttausender Menschen in Deutschland gelingen soll, müssen möglichst alle Bürger daran mitwirken. Über Lösungsansätze und Perspektiven diskutierten Anfang April rund 200 Experten aus allen gesellschaftlichen Bereichen beim Forum »Flüchtlinge in Deutschland: Integration ermöglichen – Zusammenhalt stärken« im Schloss Bellevue. Das Forum schlug einen Bogen von den konkreten Herausforderungen vor Ort über die Handlungsempfehlungen der Robert Bosch Kommission zur Neuausrichtung der Flüchtlingspolitik bis zu den großen Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts. In einer Podiumsdiskussion tauschten sich Praktiker aus den Kommunen über ihre Erfahrungen mit der Aufnahme und Integration von Flüchtlingen aus.

Die Schulleiterin Gisela Schultebrucks-Burgkart berichtete vom Erfolg der an ihrer Schule angebotenen Sprach- und Alphabetisierungskurse für Eltern und Geschwister. Hussein Hamdan, Islamberater für Kommunen in Baden-Württemberg, riet dazu, den Flüchtlingen besser zuzuhören und darauf zu schauen, welches Potenzial sie mitbringen. Außerdem könnten Menschen aus Einwandererfamilien Brückenbauer sein, »aber man muss ihnen ihre Persönlichkeit lassen«. Wie sie auf Bürger reagiert, die Vorbehalte gegenüber den Neankömmlingen haben, schilderte die Kölner Oberbürgermeisterin Henriette Reker: »Wenn ich auf Ressentiments treffe, frage ich ganz direkt: Wovor genau haben Sie Angst? Viele beruhigen sich nach ein, zwei Argumenten.« Über konkrete Vorschläge für eine erfolgreiche Integration diskutierten die Teilnehmer in Themenforen zu den Bereichen Bildung und Spracherwerb, Ausbildung und Arbeitsmarkt, kulturelle Bildung und Teilhabe, Stadtentwicklung und Wohnraum, zivilgesellschaftliches Engagement, innere Sicherheit und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Eindrücke des Tages vermitteln die folgenden Seiten.





Der Bundespräsident im Gespräch mit Bundeswehrfeldwebel Nariman Reinke



Am Vormittag im Großen Saal: Podiumsdiskussion mit Praktikern aus u. a. Kommunen, Schule und Polizei



In thematischen Foren ging es um konkrete Vorschläge zur Integration – hier um Stadtentwicklung und Wohnraum mit Bilkay Öney, bis Mai 2016 Integrationsministerin in Baden-Württemberg



»Gelungene Integration erkennt man daran, dass mehr Menschen die Gesellschaft mitgestalten wollen«

Uta-Micaela Dürig (li.), Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung



Henriette Reker (li.), Kölner Oberbürgermeisterin, berichtete von ihrem Umgang mit Ressentiments



Im Austausch: Dr. Heike Kahl, Geschäftsführerin der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (li.), Dr. Rita Süssmuth, Bundestagspräsidentin a. D., Uta-Micaela Dürig, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung (re.)

Dr. Kurt W. Liedtke (li.), Kuratoriumsvorsitzender der Robert Bosch Stiftung, brachte Ideen im Themenforum kulturelle Bildung und Teilhabe ein



:: Das Miteinander der Verschiedenen gestalten

Der Zusammenhalt in unserer Gesellschaft ist ein zentrales Anliegen von Bundespräsident Joachim Gauck. In der Eröffnungsrede zum Forum »Flüchtlinge in Deutschland« forderte er dazu auf, Menschen so früh wie möglich zu integrieren

Unser Land verändert sich, nicht ganz über Nacht, aber doch in einem ungewohnten Ausmaß. Menschen, die vor kriegerischen Konflikten und Verfolgung fliehen oder die einfach wegen der wirtschaftlichen Not, die sie zu Hause erleiden, herkommen, sie werden unsere Nachbarn, manche vorübergehend und andere auf Dauer. (...)

Wir wollen uns darüber austauschen, wie Integration gelingen kann. Denn ganz gleich, wie wir zu der politischen Frage stehen, ob und wie der Zugang begrenzt werden soll: Alle, die in Deutschland eine Bleibeperspektive bekommen, müssen wir auf ihrem Weg in unsere Gesellschaft begleiten. Viele werden hier eine neue Heimat finden und sich ein neues Leben aufbauen, obwohl manche sich dies im Moment vielleicht noch gar nicht so recht vorstellen können. (...)

Die Erfahrungen in vielen Ländern zeigen: Der Integrationsprozess, er sollte sofort nach der Ankunft beginnen. (...)

Je früher Menschen, die wahrscheinlich bleiben werden, die deutsche Sprache lernen und arbeiten können, je früher auch Menschen, die nur vorübergehend bei uns sind, in den Alltag einbezogen werden, desto besser für uns alle. Sonst riskieren wir eben, dass aus Frust und Langeweile Gewalt und Kriminalität werden oder politischer und religiöser Extremismus gedeihen kann. Wir dürfen keine Bedingungen begünstigen, die wir später bereuen! (...)

Wie auch immer politische Lösungen letztlich aussehen werden: Integrationspolitik wird unsere Gesellschaft viel kosten - viel Energie, viel Engagement, wahrscheinlich auch viel Geld. Aber ich bin mir sicher: Die Aufwendungen und Ausgaben sind eine gute Investition in die Zukunft, wenn sie möglichst vielen Neuankömmlingen die Chance eröffnen zu arbeiten, für das eigene Leben zu sorgen und damit auch einen Beitrag für das Allgemeinwohl zu leisten. Integration kann allerdings nicht allein vom Staat gestaltet werden. Integration ist ein Prozess, an dem sich viele, möglichst alle, beteiligen sollten. Was wir brauchen, sind auch Initiativen und Impulse von unten, das Engagement aus der Bürgergesellschaft heraus. Nur gemeinsam können wir - Alteingesessene, Menschen aus Einwandererfamilien und Neuankömmlinge - Schritt für Schritt eine Gesellschaft formen, in der sich alle, die in Deutschland leben, wahrgenommen und vertreten fühlen. (...) Dazu gehört, dass diejenigen, die schon immer oder schon lange hier leben, Neuankömmlinge an die Hand nehmen und ihnen unser Land näherbringen. (...)

Menschen aus Einwandererfamilien kommt dabei eine besondere Rolle zu: Sie können Mittler zwischen den Welten sein, Brückenbauer zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen. Zur Integration gehört aber auch, dass wir uns den altbekannten Konflikten unserer Einwanderungsgesellschaft stellen, die in diesen Wochen wie unter einem Vergrößerungsglas sichtbar werden.

Migration, freiwillige ebenso wie erzwungene, bringt eben auch Spannungen hervor. Oft spielen dabei Verlustängste eine Rolle: Die Neuankömmlinge haben ihre Heimat, häufig auch ihre Familien zurückgelassen. (...)

Im neuen Land fühlen sie sich fremd, sie fürchten um ihre Lebensart. Auf der anderen Seite haben auch die Einheimischen Sorgen, jedenfalls viele von ihnen. Sorgen, dass sich ihre vertraute Umgebung durch den Zuzug so vieler Menschen aus anderen Kulturen verändert. (...)

Zahlreiche Menschen beider Seiten sehen so ihre vertraute Welt in Gefahr. Paul Scheffer, der niederländische Soziologe, hat es auf den Punkt gebracht: Wir dürfen diese Verunsicherung nicht verschweigen. Wir müssen uns Konflikten, kulturellen ebenso wie sozialen, stellen und sie dann friedlich austragen, ohne dabei ganze Gruppen zu stigmatisieren. Konflikte, meine Damen und Herren, sind kein Zeichen für gescheiterte Integration, ganz im Gegenteil! (...)

Das feste Fundament, auf dem wir unsere Konflikte austragen, es ist unsere Verfassung. Das Grundgesetz schützt die Grundrechte und die Würde eines jeden Einzelnen. (...)

Auf dem Boden von Verfassung und Gesetzen kann dann in Deutschland jeder und jede leben, wie er und sie es will. Diese Offenheit ist es, die es auch Fremden erlaubt, hier heimisch zu werden. Unsere Gesellschaft ist offen für Verän-

»Integration ist ein Prozess, an dem sich viele, möglichst alle, beteiligen sollten«

derungen, solange diese im demokratischen Prozess ausgehandelt werden. Das ist ihre Stärke, gerade in Zeiten großer Herausforderungen. Eine Einwanderungsgesellschaft ist deshalb immer auch eine Aushandlungsgesellschaft. (...) Wichtig ist, dass niemand, der sich an die Spielregeln hält, vom Diskurs ausgeschlossen wird. Nur dann kann Vertrauen wachsen. (...)

Immer dann, wenn wir erleben, dass die Gleichberechtigung, der Respekt vor Andersdenkenden und Andersgläubigen missachtet wird, dürfen wir nicht zögern, Position zu beziehen. Wir müssen immer wieder deutlich machen, dass die offene Gesellschaft nichts mit Gleichgültigkeit zu tun hat. Wir können jeden Tag selbstbewusst vorleben, was unsere Gesellschaft auszeichnet: Offenheit und gegenseitiger Respekt. Wir können Augen und Ohren aufsperrn und uns einmischen, wenn diese Werte verächtlich gemacht werden, von wem auch immer. Der Meinungsstreit aber endet dort, wo Gewalt ins Spiel kommt und wo gegen Gesetze verstoßen wird. Und auch das ist klar: Die Gesetze, sie gelten für alle, die hier leben, ganz gleich, woher sie kommen und wie lange sie bei uns sind. Wenn kulturelle Eigenarten den Gesetzen zuwiderlaufen, kann es keine Duldung geben. (...)

Was uns in Deutschland verbinden sollte, ist eine bürgerschaftliche Haltung, unabhängig davon, ob jemand deutscher Staatsbürger ist oder nicht. Wir sind in diesem Sinne zuallererst das, was wir gemeinsam sein können, nämlich Bürger. Dann erst kommen unsere unterschiedlichen kulturellen und religiösen Prägungen. (...)

Als Bürger aber gestalten wir gemeinsam das Miteinander der Verschiedenen. Wir beziehen uns aufeinander,

nehmen Rücksicht und übernehmen Verantwortung. Wir engagieren uns am Arbeitsplatz, in Vereinen, in Initiativen oder Parteien. Wir wissen, dass Demokratie, Freiheit und Toleranz nicht selbstverständlich sind, sondern immer wieder aufs Neue erlernt, gelebt und manchmal auch erkämpft werden müssen.

Integration, meine Damen und Herren, ist dann gelungen, wenn möglichst viele gleichberechtigte Individuen unterschiedlicher Herkunft am öffentlichen Leben teilnehmen. Dies muss deshalb unser Ziel sein: möglichst viele jener Neuankömmlinge, die bleiben wollen und bleiben dürfen, dabei zu unterstützen, Bürger zu werden, vielleicht sogar Staatsbürger. Das wird nicht von heute auf morgen geschehen, das wissen wir alle. Wir brauchen Geduld und einen langen Atem. Und wir brauchen Vorbilder, Menschen wie Sie hier im Saal. Ich möchte an dieser Stelle ganz ausdrücklich Ihnen danken, den Ehrenamtlichen wie den Hauptamtlichen, die sich seit Monaten engagieren in dieser heiklen Frage. (...)

Allen Neuankömmlingen, die bei uns bleiben wollen und dürfen, möchte ich zurufen: Dieses Land gibt Ihnen die Möglichkeiten, eine eigenständige Existenz aufzubauen. Diese Gesellschaft kann auch die

Ihre werden. Bringen Sie sich ein - und lassen Sie uns unsere Zukunft gemeinsam gestalten! (...)

Unser Land ist stark und stabil, auch wenn gegenwärtig die Polarisierung zugenommen hat und der Ton der politischen Auseinandersetzung schärfer geworden ist, oft wahrlich schärfer als zur Lösung der Probleme erforderlich. Dabei ist klar: Dass einige zu Brandstiftern werden, nehmen weder der Staat noch die Gesellschaft hin. Deutschland ist, in den Worten des Historikers Ulrich Herbert, zu einem »bis in die Gene hinein liberalen Staat« geworden. Das wollen wir nun mal alle von Herzen glauben! Seine Ordnung des Rechtes und der Freiheit, aber auch seine kulturellen Prägungen sind attraktiv für Menschen auf der ganzen Welt. Ich bin mir sicher: Das alles wird nicht verloren gehen. Auch wenn das Land sich ändert, wird es sich treu bleiben. Lassen Sie uns also nicht den Ängsten folgen. Wir können der Erfolgsgeschichte dieser Republik ein weiteres Kapitel hinzufügen. Wir können eine Gesellschaft schaffen, in der nicht zählt, woher einer kommt, sondern wer er ist und wohin er geht. (...)



Bundespräsident Joachim Gauck bei der Eröffnungsrede im April 2016 im Schloss Bellevue



Abschluss eines intensiven Tages: Podiumsdiskussion im Schloss Bellevue. Zuvor hatten zweihundert Gäste über konkrete Vorschläge für eine erfolgreiche Integration in relevanten Bereichen wie Bildung, Arbeit, Wohnen und Kultur diskutiert

:: Was hält unsere Gesellschaft

Je vielfältiger eine Gesellschaft wird, desto wichtiger sind verbindliche Spielregeln. Welche Werte aber verbinden uns darüber hinaus? Auszüge aus der Abschlussdiskussion des Forums »Flüchtlinge in Deutschland«



Die Medien in Deutschland gehören zu den unabhängigsten, vielfältigsten und auch besten, die ich auf der Welt kenne. Trotzdem haben viele Medien während der Flüchtlingswelle keine besonders gute Figur abgegeben. Wir sind zu sehr der Versuchung erlegen, zu Akteuren, zu Mitgestaltern dieser Einwanderungswelle zu werden, statt sie nüchtern zu betrachten. Dadurch ist Misstrauen entstanden. (...) Wenn Sie fragen, was Gesellschaften zusammenhält, dann sind das Regeln, die für alle gelten. Und das gilt insbesondere, wenn wir einen solchen Migrationsdruck haben. Je vielschichtiger eine Gesellschaft, desto klarer muss die Einhaltung der Regeln sein und die Achtung der Gesetze. Dazu gehört auch unbedingt die Trennung von Kirche und Staat. Eine der größten Errungenschaften ist die Gleichstellung von Mann und Frau, die allgemeine Schulpflicht, die Meinungsfreiheit. Auf diese Prinzipien müssen wir uns einigen und auf Abweichungen reagieren. Denn ein toleranter Staat ist nicht gleich ein gleichgültiger Staat. Wenn Leute das Gefühl haben, es ist egal, führt sie das dazu, nicht mehr an dieses Gemeinwesen zu glauben.

Giovanni di Lorenzo
ZEIT-Chefredakteur



Wenn es um Werte geht, dann geht es um etwas, was den Menschen auch affektiv wichtig ist. Das ist nicht irgendein Meinungs austausch, sondern es geht offensicht-

lich um ganz tief sitzende Bindungen, die Menschen haben. (...)

Es gibt auch Gründe für das Scheitern und Gelingen gesellschaftlichen Zusammenhalts, die nichts mit Werten zu tun haben, zum Beispiel die Wohstandsmehrung. Wenn wir an die Einstellungen von Individuen denken, sind politische Partizipationsmöglichkeiten wichtig. Das heißt, habe ich subjektiv das Gefühl, dass sich tatsächlich etwas ändert, wenn ich mich beteilige? Und habe ich das Gefühl, dass gerecht geurteilt wird in einer Gesellschaft? (...) Gleichzeitig muss man es auch ernst nehmen, wenn zurzeit viele Leute in Deutschland das Gefühl haben, dass sie eben nicht ankommen mit ihrem Beteiligungswunsch. Dass Entscheidungen auf einer Ebene getroffen werden, zum Beispiel auf EU-Ebene, die von ihnen unkontrollierbar ist. Und das kann einen Rückzug aus bestimmten Formen des Engagements auslösen. (...)

Prof. Dr. Hans Joas

Soziologe, Humboldt-Universität zu Berlin



Kurzfristig müssen wir, und das wird Sie vielleicht überraschen, mehr Islam in dieser säkularen Gesellschaft wagen. Und das heißt nicht, die Stimmen der Gesellschaft zu islamisieren, sondern gerade Muslime in die Pflicht zu nehmen, diese Gesellschaft auf dem Boden des Grundgesetzes noch stärker mitzugestalten. Wir brauchen Muslime, damit sie uns sagen, welche Rolle der Islam gerade jetzt angesichts des Flüchtlingszustroms hat. (...) Wir brauchen aber auch eine langfristige, nachhaltige Strategie, die Deutschland bereits vorbildlich verfolgt: die Etablierung der islamischen Theologie an deutschen Universitäten. Das hört sich vielleicht nicht sehr sexy an, aber es trägt Früchte. Ich habe 700 junge Studierende, die kritisch mit mir über Kant und Gottesbeweise diskutieren, den Koran lesen, Arabisch lernen. Das ist wunderbar, und das ist die Zukunft.

Dr. Milad Karimi

stv. Leiter des Zentrums für Islamische Theologie Münster

im Innersten zusammen?



Früher ist man davon ausgegangen, dass der gesellschaftliche Zusammenhalt aus irgendeiner Art von Homogenität kommen muss. Die Leute müssen dieselbe Religion, dieselbe Ethnie usw. haben. Diese Vorstellung ist unhaltbar, obwohl man sicher sagen kann, dass eine homogene Gesellschaft Vieles erleichtert. Aber moderne Gesellschaften sind

inhomogen und differenziert. Man hat es mit Leuten mit unterschiedlichen Hintergründen, Interessen und Migrationsbiografie zu tun. (...)

Die Zustimmung zu den Grundlagen eines Gemeinwesens kommt aus der Überzeugung, dass man selbst in dieser allgemeinen Ordnung gut aufgehoben ist. Wer Aussicht auf Anerkennung und Perspektive hat, der wird sich leicht tun, die Grundlagen dieses Gemeinwesens zu akzeptieren und sich zu integrieren. Wer sich ausgegrenzt und chancenlos fühlt und auch für seine Kinder keine Chancen sieht, der wird sich schwer tun. Und deswegen ist es für die Werteakzeptanz, auf die wir mit Recht Wert legen, die Bildung ein zentrales Thema: Bildung, die Zukunftsaussichten schafft (...)

Prof. Dr. Gertrude Lübke-Wolff

ehemalige Bundesverfassungsrichterin



Die Demokratie des Grundgesetzes ist eine wertegebundene Demokratie. Wenn wir uns das klarmachen, dann spüren wir, dass es etwas gibt, was uns zu verbinden

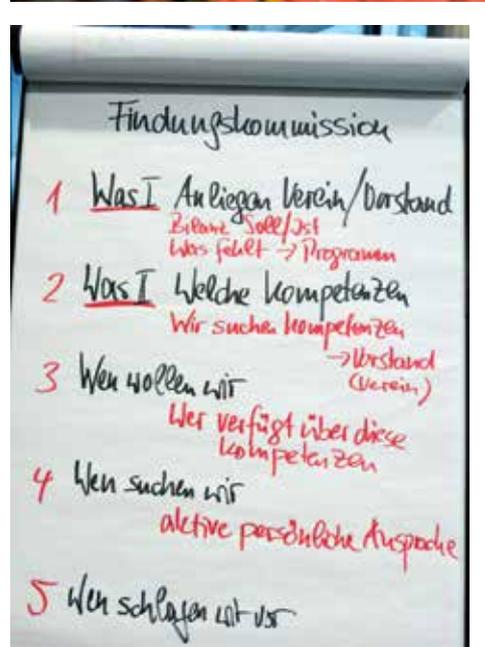
vermag über unsere Verabredungen und rechtlichen Regeln hinaus. Und das wollen wir bitte miteinander suchen. Es werden sich unfehlbar diejenigen finden, die auf der Grundlage der Solidarität und unter Achtung des anderen Menschen diese menschenwürdige Gesellschaft bauen. Und wenn so eine Veranstaltung dazu beitragen kann, dann war wohl alles gut. Dann machen wir mal weiter und arbeiten an den noch nicht gelösten Problemen, wie wir noch enger beieinander sein können und was uns miteinander verbindet. (...)

Joachim Gauck

Bundespräsident



Jan Constantin Backes (li.) kann gut und ganz schön schnell reden. Er mag seinen Job als Vorstandsvorsitzender



Im Workshop festgehalten: Schritte bei der Suche nach einem Nachfolger im Verein

:: Vereine ohne Meier

Vereine haben eine wichtige gesellschaftliche Funktion: Sie schaffen Gemeinschaft. Aber immer weniger Menschen wollen ehrenamtlich Verantwortung übernehmen. Das Programm »Engagement braucht Leadership« bietet wertvolle Tipps und Förderung

Von Alexandra Wolters

Gesenkte Köpfe, absolute Stille. Fast könnte man meinen, jemand hätte etwas ausgefressen. Dabei lautet die Frage bloß: »Wer übernimmt in diesem Jahr die Aufgabe des zweiten Kassenprüfers?« Gestellt hat sie Jan Constantin Backes, der erste Vorstandsvorsitzende des Tanzsportclubs Ems-Casino Blau-Gold Greven, auf der Jahreshauptversammlung. Gerichtet ist sie an die 15 Mitglieder des Vereins, die an diesem Abend im großen Tanzsaal dem fünfköpfigen Vorstand gegenüber sitzen. »Ich mache auch Kaffee«, wirbt Schatzmeisterin Charlotte Brocks-Drechsler für den ehrenamtlichen Job, in dem es um eine stichprobenartige Überprüfung der Buchhaltung geht. Das dauert etwa einen halben Tag im Jahr. »Ich schlage Erwin vor, der ist doch Rentner«, kommt es aus der hinteren Stuhlreihe.

Der Angesprochene verschränkt die Arme und lehnt sich zurück: »Das macht ihr doch immer an einem Samstag. Da kann ich nicht.« Maria, die als Nächstes vorgeschlagen wird, hat keine Lust. Und Uschi? »O.K., na gut, ich mach's.«

Der 29-jährige Backes atmet tief durch und fragt rasch in die Runde: »Wer ist dafür, wer dagegen, wer enthält sich?« und bestätigt der zweiten Kassenprüferin eine einstimmige Wahl. Ebenfalls einstimmig verläuft die anschließende Wiederwahl des Vorstands, der sich erneut zur Verfügung stellt. Konkurrenten auf die ehrenamtlichen Posten gibt es keine. Niemand

- Findungskommission
- 1 Was I Anliegen Verein/Dorstand
Bilanz Soll/Ist
Was fehlt -> Programm
 - 2 Was I Welche Kompetenzen
Wir suchen Kompetenzen
-> Vorstand (Verein)
 - 3 Wen wollen wir
Wer verfügt über diese Kompetenzen
 - 4 Wen suchen wir
aktive persönliche Ansprache
 - 5 Wen schlagen wir vor



von den mehr als 200 Mitgliedern des Tanzsportclubs reißt sich um Aufgaben wie die Organisation des Sportbetriebs, die Repräsentation des Vereins oder die Buchhaltung.

Viele schrecken vor Vereinsämtern zurück

Das ist nicht nur hier so. Bundesweit gibt es den Trend, dass immer weniger Mitglieder in ihrem Verein eine ehrenamtliche Rolle übernehmen möchten, fast alle Vereine beklagen Schwierigkeiten bei der Besetzung von Vorstandsposten. Auf den ersten Blick wirkt die Entwicklung der Vereinslandschaft in Deutschland rosig: Seit 1960 hat sich die Anzahl der Vereine nahezu versiebenfacht. In ihnen kommen Menschen mit ähnlichen Interessen zusammen, die gemeinsame Ziele verfolgen – von Sport und Freizeit über Kultur, Politik und Bildung bis hin zu Sozialwesen und Umweltschutz.

Mit ihren Angeboten und Aufgaben übernehmen Vereine eine bedeutende Rolle im gesellschaftlichen Leben. Sie machen Zusammenhalt direkt erlebbar und schaffen ein Gefühl von Zugehörigkeit. Statistisch gesehen gibt es in Deutschland etwa so viele Vereinsmitgliedschaften wie Einwohner. Noch. Denn viele Vereine beklagen seit einigen Jahren neben der Überalterung und sinkenden Finanzmitteln einen Mitgliederschwund. Umso dramatischer sind die Stimmen aus nahezu allen Vereinen, dass es auch immer schwieriger wird, Vorstandsvorsitzende, Kassenwarte oder Schriftführer zu finden. »Keine Zeit, zu komplexe Aufgaben, Angst vor Überforderung und Verantwortung« – das sind die am häufigsten genannten Gründe, die Menschen vor der Übernahme eines Amtes zurückschrecken lässt.

Um die Vereine bei der Suche nach Vorstandsmitgliedern zu unterstützen und die Engagierten zu qualifizieren, hat die Robert Bosch Stiftung 2011 das Programm »Engagement braucht Leadership« ins Leben gerufen. Dazu gehören Veranstaltungen für ehrenamtliche Vorstände zu Themen wie Kommunikation, Konfliktmanagement oder Strategien zur Nachfolgesuche. »Besonders gefragt sind Workshops und Austauschforen zum Vereinsrecht«, sagt Ulrike Penselin, die

Gründe für den Mangel an Nachwuchs: keine Zeit und Angst vor Überforderung



Vor dem Auftritt auf dem Parkett: Ein Tänzer raut seine Schuhe auf

> im westfälischen Greven für die Umsetzung des Programms verantwortlich ist. Ihrer Erfahrung nach sind die nötigen Fachkenntnisse und die Verantwortung oftmals Hemmschwellen für Mitglieder, sich auf einen Vorstandsposten zu bewerben. »Mit unseren Qualifizierungsangeboten versuchen wir, das nötige Wissen zu vermitteln, einen Austausch unter den Vereinen zu ermöglichen und den Engagierten so mehr Sicherheit zu geben.«

Jan Backes hat an mehreren Veranstaltungen aus dem Programm »Engagement brauch Leadership« teilgenommen. Als Rechtsreferendar hat ihn das Thema Vereinsrecht besonders interessiert. »Das kommt im Jurastudium so gut wie nie vor«, bedauert der Noch-Student, der kurz vor seinem zweiten Staatsexamen steht. Am Tag nach der Jahreshauptversammlung sitzt er in der Kaffeeküche des Tanzsportclubs, ordnet ein paar Unterlagen aus dem Seminar über Fördergelder und blickt auf den Belegungsplan der beiden Tanzsäle, die in der riesigen Sporthalle des Turnvereins Eintracht Greven untergebracht sind. Gleich startet das Gruppentraining für die

Latein-Tänzer, die Musik läuft bereits. Doris Day trällert aus den Lautsprechern und die ersten Paare rauhen die Ledersohlen ihrer Tanzschuhe mit kleinen Stahlbürsten auf. »Die meisten hier im Verein sind sehr gerne einfach nur Mitglied und genießen die gemeinsamen Tanzabende und Turnierfolge«, sagt Backes.

Bis vor vier Jahren war auch er einfach nur tanzendes Mitglied. Dann wurde der Posten des ersten Vorstandsvorsitzenden frei und er fing an zu überlegen: »Der Verein liegt mir am Herzen, ich kenne die meisten Mitglieder sowie alle Trainer und es gibt Dinge, die ich vielleicht verbessern könnte.«

Chefsache: Funktioniert die Musikanlage, ist das Parkett in Ordnung?



Als Tänzer führt Backes (links) seine Partnerin sicher über den Tanzboden, als Vorstandsvorsitzender hält er den ganzen Verein am Laufen

Backes befragte den Amtsinhaber nach seinen Aufgaben, traute sich den Job zu und entschied sich, in seinem Verein Verantwortung zu übernehmen. Zwei bis vier Stunden in der Woche kümmert er sich nun um Dinge wie Saalbelegung, die Öffentlichkeitsarbeit und Absprachen mit den Übungsleitern.

Kurz darauf hat Backes Hemd und Jackett in ein eng sitzendes Shirt und weite Hosen eingetauscht. Bevor sich die ersten Paare zum Aufwärmen vor der breiten Spiegelwand aufstellen, gleitet Backes – jetzt ganz Tänzer – zu Rolf Laubert, dem Trainer der Latein-Gruppe. Funktioniert die Musikanlage einwandfrei, ist das Parkett in Ordnung? Der Vorsitzende erkundigt sich regelmäßig nach Problemen und Wünschen – sowohl bei den Übungsleitern als auch bei den Tänzern. »Ich rede wirklich gerne, auch vor Publikum, kann aber ebenso gut zuhören«, sagt Backes, der sich selbst als durchaus ehrgeizig, offen und ehrlich beschreibt. Diese Stärken haben ihm als Vorstandsvorsitzendem schon oft geholfen. Ein Tanzturnier eröffnen, Medaillen überreichen – das

Fit für die Führung Hilfe für Vereinsvorstände

Vereine bilden eine wichtige Säule unserer Zivilgesellschaft, in ihnen kommen Menschen mit ähnlichen Interessen und gemeinsamem Ziel zusammen. Fast 80 Prozent der rund 580.000 Vereine in Deutschland werden ausschließlich von freiwilligem Engagement getragen. Aber es wird immer schwieriger, ehrenamtliche Vorstandsposten zu besetzen. Mit dem Programm »Engagement braucht Leadership« möchte die Robert Bosch Stiftung Vereine bei der Gewinnung und Qualifizierung von ehrenamtlichen Vorständen unterstützen. An insgesamt 26 Standorten in Baden-Württemberg, Hessen und Nordrhein-Westfalen fördert die Stiftung entsprechende Maßnahmen wie Workshops und Tagungen, Netzwerke und Vermittlungsstellen.

<http://www.bosch-stiftung.de/ebi>

gehört zu den schönen Momenten als Kopf des Vereins. Weniger Spaß hatte Backes im vergangenen Jahr, als er eine Trainerin entlassen musste, weil die Mitglieder mit ihrer Arbeit nicht zufrieden waren.

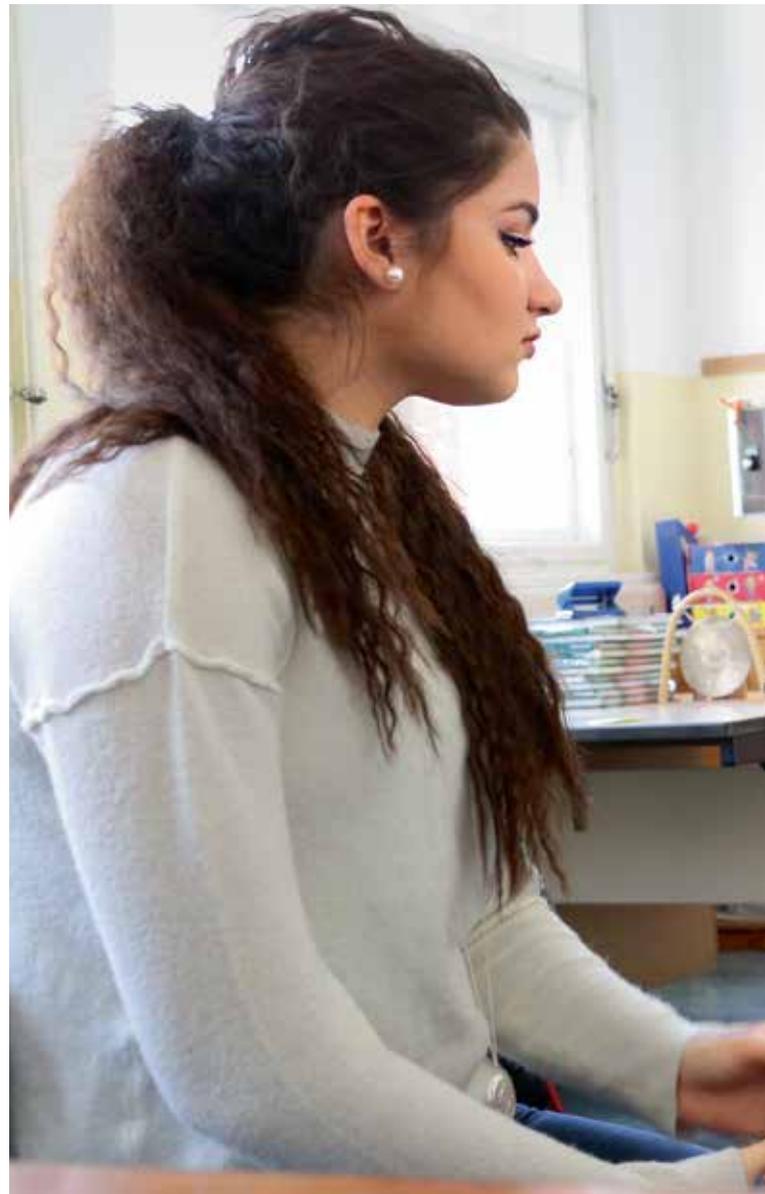
Verantwortung übernehmen, Entscheidungen treffen und mit ihnen leben, keine Angst vor Fehlern haben und verbindlich sein – das alles hat er in den vergangenen Jahren im Verein gelernt. Backes wundert sich, dass nicht mehr junge Menschen in den Vorstand von Vereinen streben. »Hier kann man unheimlich gute Erfahrungen für das Berufsleben sammeln – ohne den ganz großen Druck.«

Manchmal hilft auch der Griff in die Trickkiste
Als es um die Wahl von Backes Stellvertreter ging, beherrschte der Jurist eine Strategie aus einem Workshop zur Nachfolgesuche. Er fasste bereits vor der Jahreshauptversammlung einen Mittänzer ins Auge, informierte und motivierte ihn vorab: »Du wärst ein Gewinn für uns und würdest das super machen.« Sein Plan ging auf, Backes musste nicht bitten und betteln. Als sich auf der diesjährigen Hauptversammlung niemand als Protokollant meldet, verzichtet Backes auf eine Strategie und greift in die Trickkiste. »Wer ist als Letztes gekommen? Anna-Katharina? Dann schreibst du mit.« Manchmal muss ein Vorstand auch einfach beherzt Fakten schaffen. Damit sich die anderen im Verein auf das konzentrieren können, was sie gerne gemeinsam tun.



Alexandra Wolters ist selbst Mitglied in drei Vereinen, sitzt aber nirgendwo im Vorstand. Bei Bedarf würde sie einspringen – nur nicht für die Pressearbeit. Da würde die Journalistin lieber etwas Neues ausprobieren.

Und täglich grüßt
Jörg Baader:
Der Schulsozialar-
beiter empfängt
morgens jeden
Schüler persön-
lich an der
Schultür



:: Damit der Rucksack mit den Sorgen leichter wird

Ob junge Menschen ihren Platz in der Gesellschaft finden, entscheidet sich nicht zuletzt in der Schule. Viele Schulen arbeiten in einem schwierigen sozialen Umfeld. Sie haben eine große Verantwortung, ihren Schülern eine gerechte Chance zu bieten. Hier setzt das Projekt »School Turnaround« an



Auf Augenhöhe:
Schulleiterin Sandra
Kozelnik diskutiert
mit Schülern im
Englischunterricht

Sie feilschen um Sekunden. »Darf ich noch rein? Es klingelt doch gerade erst«, ruft ein schmaler Junge unter einer Kapuze hervor, »ach bitte!« Die letzten Stufen zur großen Eingangstür der Berliner Gustav-Langenscheidt-Schule, neben der Schulsozialarbeiter Jörg Baader steht, nimmt er mit einem Satz und wirft sich mit einem Hechtsprung in den Türspalt. Baader öffnet die Tür wieder und sagt freundlich: »Guten Morgen, Omar.« Der hält inne, zieht die Kapuze aus den Augen, ein kurzer, verwunderter Blick zu dem großen Mann in Wanderstiefeln und Outdoorjacke. »Guten Morgen, Herr Baader!« Und hechtet weiter. »Omar«, ruft Baader hinterher. »Geh nächstes Mal eine Minute früher los, nur eine Minute. Dann reicht es dir besser.«

Zwei Mädchen haben kurz darauf weniger Glück. Die Schultür ist geschlossen, Baader steht davor und grüßt wieder freundlich: »Guten Morgen, Mia und Melli.« »Können wir noch rein?« »Nein, ihr seid zu spät, wir warten jetzt hier. Was war los?« Die Mädchen reiben sich die Augen. »Weiß auch nicht, irgendwie sind wir zu spät.« Baader lässt nicht locker. »Hat der Wecker nicht geklingelt? Hat euch keiner geweckt?« Wie ein Detektiv versucht er herauszufinden, was schief läuft. 75 Prozent der Langenscheidt-Schüler kommen aus einem

75 Prozent kommen aus einem Elternhaus mit »Leistungsempfängern«

Elternhaus mit »Leistungsempfängern«: Das bürokratische Wort zeichnet das Klischeebild von Eltern, die morgens nicht aufstehen, weil sie keine Arbeit haben. Das aber ist nur ein Faktor. Dass viele Schüler zu spät kommen, liegt auch daran, dass sie einen langen Schulweg haben, manche von über einer Stunde. Keine ihrer Wunschschulen hat sie aufgenommen. Stattdessen wurden sie der Langenscheidt-Schule zugeweiht, die bei vielen Eltern im Kiez einen schlechten Ruf und deshalb nur wenige Bewerber hat.

Häufige Schulleiterwechsel, beliebtere Schulen in der Umgebung, die gute Schüler anziehen, und eine Vielzahl an Schülern aus armen, bildungsfernen Familien – es gab vielfältige Gründe, weshalb die Langenscheidt-Schule nicht nur in den Augen der Eltern, sondern auch tatsächlich in eine kritische Lage abrutschte. Weshalb hier nun vor allem diejenigen >



Mia und Melli sind zu spät zum Unterricht gekommen und lösen Aufgaben mit Schulsozialarbeiter Jörg Baader

- > Schüler lernen, die eigentlich die besten Rahmenbedingungen bräuchten. Denn gerade für Kinder aus weniger privilegierten Elternhäusern ist die Schule der Ort, an dem sich ihre Zukunft entscheidet, der Ort, an dem sie eine gerechte Chance auf Bildung und Teilhabe an dieser Gesellschaft bekommen – oder eben nicht.

Umso problematischer, wenn sich zeigt, dass manche Schulen nicht mehr in der Lage sind, ihre Schüler ausreichend zu fördern – und am Rande der Handlungsfähigkeit stehen. Weil der Krankenstand im Kollegium und die Schulabbrecherquoten hoch sind, die Anmeldezahlen niedrig; weil die Schüler schlechte Abschlüsse machen und sich sogar die Schulgebäude in einem miserablen Zustand befinden. Doch auch an diesen Schulen geben die Lehrer oft alles, um ihren Schülern eine Perspektive zu bieten. Um sie bei der individuellen Schulentwicklung zu unterstützen, hat die Robert Bosch Stiftung im Jahr 2013 gemeinsam mit der Senatsbildungsverwaltung Berlin das Projekt »School Turnaround - Berliner Schulen starten durch« ins Leben gerufen. Im Zentrum des Projekts steht die Hilfe von pädagogischen Experten, sogenannten Prozessbegleitern, die die Schulen im Veränderungsprozess und bei ihrer Schulentwicklung beraten.

Eine dieser Schulen ist die Gustav-Langenscheidt-Schule, an der Schulsozialarbeiter Baader die Zuspätkommenden abfängt. Pünktlichkeit ist nur ein kleiner, aber wichtiger Mosaikstein auf ihrem Weg zum Turnaround. Dass manche Schüler jetzt die letzten Meter zur Schule rennen, sieht Baader deshalb als großen Erfolg: »Sie haben ein Bewusstsein für Regeln entwickelt.« Er sieht das so: Die meisten der Schüler tragen einen Rucksack mit Problemen mit sich herum, der sie schon seit der Grundschulzeit drückt und ihnen den Zugang zu beliebteren Schulen verwehrt. Mit so einem Rucksack ist es anstrengender, auf den Berg zu steigen. Da ist es manch-

»Schule ist meist die einzige Bildungsressource für diese Schüler«



Auch in der Schulmensa kann man etwas lernen: Schüler helfen bei der Essenszubereitung

mal schon schwierig, die Grundlagen für erfolgreiches Lernen zu organisieren: überhaupt zu kommen, pünktlich zu kommen – und möglichst mit Frühstück im Bauch.

Während Baader an der Basis fürs Lernen arbeitet, sitzen Schulleiterin Sandra Kozelnik und ihr Vertreter Kai Wolburg mit dem Prozessbegleiter von »School Turnaround« Johannes Hertel im Rektorat. Hertel ist erfahrener Pädagoge und Berater für Schulentwicklungsprozesse. Er unterstützt die Schule bei ihrem Turnaround. Die drei brüten über einem Zettel. »Leitziel: Jeder Schüler und jede Schülerin wird gemäß seinen oder ihren individuellen Bedürfnissen gefördert.« Diese individuellen Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt des Turnarounds an der Langenscheidt-Schule. Die »aufsuchende Elternarbeit« des Schulsozialarbeiters Baader eine Etage unter ihnen ist der erste Schritt dorthin, erklärt Hertel: »Hier starten Bildungskarrieren.« Oder eben nicht: Wer nicht zur Schule kommt, kann auch nicht lernen. Baaders allmorgendliches Ausharren vor dem Schultor ist Grundlage der Chancengerechtigkeit. Oder, wie Hertel es ausdrückt: »Schule ist meist die einzige Bildungsressource für diese Schüler.«

Das bestätigt auch Christian Blume von der Berliner Senatsbildungsverwaltung: »Schulen in Brennpunkten haben eine



hohe Verantwortung, weil sie oft die einzige Institution im Leben dieser Kinder sind, die ihnen Bildung und Erziehung nahebringt.« Deshalb brauchen diese Schulen eine besondere Unterstützung, die nun dank »School Turnaround« funktioniert. Dass Senatsbildungsverwaltung und Stiftung so eng zusammenarbeiten, ist ein Novum. Der Beginn war nicht leicht, die Kooperation stieß zunächst auch auf Widerstand. Inzwischen haben alle Beteiligten die Erfahrung gemacht, dass sie von der Zusammenarbeit profitieren. Auch Konrektor Kai Wolburg macht keinen Hehl daraus, dass »School Turnaround« anfangs nicht gut ankam in der Schule. Manche Berliner Medien bezeichneten die teilnehmenden Schulen zu Beginn als die schlechtesten Schulen Berlins. Dann habe die Verwaltung eine externe Schulleiterin einsetzen wollen anstatt Kozelnik, die jahrelang die Leitung kommissarisch übernommen hatte.

Ja, in der Tat, man sei skeptisch gewesen, bestätigt Hannelore Trageser, Projektleiterin von »School Turnaround«. Schließlich zeigen viele Erfahrungen ebenso wie wissenschaftliche Erkenntnisse, dass eine Schule sich selten grundlegend ändert, wenn die Leitung aus dem Kollegium kommt. »Sonst werden alte Strukturen fortgesetzt.« Manchmal gelingt der Wandel aber doch. Heute erkennt Trageser erste Erfolge der Gustav-Langenscheidt-Schule: Wie sie es in kurzer Zeit geschafft hat, das unentschuldigte Fehlen um 60 Prozent und das Zuspätkommen um 35 Prozent zu senken. Für die zweite Projektphase habe die Schule zudem »eine ehrgeizige Zielvereinbarung«, lobt sie. So haben sich die Lehrer für eine kollegiale Unterrichtshospitation entschieden: Lehrer, die einander in die Karten schauen lassen, sind eine seltene Spezies. »Wer das mitmacht, der möchte wirklich etwas ändern.«

Die Schulleiterin Sandra Kozelnik schützt gleichzeitig ihr Kollegium. Sie will, dass sich alle wohlfühlen und mitreden >



Prozessbegleiter Johannes Hertel berät die Schulleitung bei den nächsten Schritten des Turnarounds

Schule und Schüler stärken »School Turnaround«

Die Robert Bosch Stiftung begleitet gemeinsam mit der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft zehn Berliner Grund- und Sekundarschulen in ihrem Veränderungsprozess. Das Ziel: Sie sollen wieder zu Orten werden, an denen Schüler gern und erfolgreich lernen. Die ersten Erfolge sind vielversprechend: Neue Unterrichtskonzepte wurden erarbeitet, die Schulleitungsteams teilweise neu besetzt und geschult und die Zusammenarbeit mit Schulaufsicht und Schulträger neu organisiert sowie die Schulsozialarbeit gestärkt. Im Mittelpunkt aber standen immer die Schüler und ihre Lernerfolge, weshalb alle Projektschulen den Unterricht in den Fokus genommen haben.

www.school-turnaround.de

Sandra Kozelnik lässt sich so schnell nicht ausbremsen. Sie sitzt häufig bis spätabends im Rektorat

- > können. Schadet das? »Die Lehrerumfragen zeigen eine hohe Arbeitszufriedenheit«, sagt Prozessbegleiter Johannes Hertel in der Arbeitsbesprechung. »Hier an der Schule gibt es ein hohes Maß an Mitsprache und Partizipation.« Das steigert die Motivation. Er steht im Rektorat neben Kozelniks Pinnwand, auf der eine Postkarte hängt mit der Aufschrift »Hinfallen, Krone richten, weitergehen«. Sandra Kozelnik lässt sich so schnell nicht ausbremsen. Sie sitzt häufig bis spätabends im Rektorat, plant und steuert den Turnaround. Stets darauf bedacht, alle mitzunehmen.

In der Pause steht die Rektorin im Getümmel vor den Ausgabefenstern der Mensa. Der Lärm, die Hektik – alles scheint an ihr abzuprallen. Die Schüler der Schülerfirma, die belegte Brötchen verkaufen, die selbstgebackenen Kuchen der Zehntklässler – sie schaut sich das alles an mit dem Blick einer Mutter, die gerade wieder von den Fortschritten ihres eigenen Kindes überrascht wird. »Wieso hast du eine Mütze an?«, fragt sie einen Jungen hinter dem Tresen, als sie drankommt. »Weil die so schön ist«, sagt er verlegen. Das Motiv darauf stammt von seinem Helden aus einem Computerspiel:

Der kann sich teleportieren. »Kann ich die bitte anlassen, nur in der Pause?« Kozelnik nickt und lächelt verständnisvoll: »Na gut.«

Am Ende des Schultages räumt der Junge mit der Heldenmütze gemeinsam mit den Sozialarbeitern die Küche auf. Wie sein Held aus dem Computerspiel teleportiert auch er sich manchmal – vom Unterricht in die Mensa. Wenn Schüler es »gerade nicht schaffen«, am Unterricht teilzunehmen, wie Sozialarbeiter Baader sagt, dann dürfen sie in der Mensa helfen. »Sie lernen dort auch etwas, und es ist ein positives Erlebnis.« Besser als vermittelt zu bekommen: »Du störst.« Denn auch das ist ein Ziel von School Turnaround: dass Lehrer eine neue Perspektive auf ihre Schüler gewinnen.

Am Ende von Sandra Kozelniks Tag steht der Plan für die Lehrerfortbildungen und die Hospitationen, die die Schule weiter voranbringen sollen. Als sie Prozessbegleiter Hertel verabschiedet, liegt ihr noch eines auf dem Herzen: Wie wird man nur diesen zähen schlechten Ruf los? »Jedes Jahr steht wieder in der Zeitung, dass wir eine der schlechtesten Schulen Berlins seien.« Ein Teufelskreis. »Es sind oft nicht die großen Fragen, sondern die kleinen, die zum Ziel führen«, sagt Hertel. Ein bisschen erinnert das an den Straßenfeger Bepo aus Momo: Wer einen weiten Weg vor sich hat, muss einen Schritt nach dem anderen machen.



Eva Wolfangel wurde bei der Recherche klar, dass sich nur bessergestellte Schulen eine schlechte Pädagogik leisten können. Aus eigener Erfahrung weiß sie, wie langweilig der Unterricht dort sein kann. Als Journalistin hat sie sich vorgenommen, künftig nicht mehr nur auf scheinbar handfeste Daten wie Anmeldezahlen und Abschlüsse zu schauen. Was wirklich zählt, sieht man erst, wenn man hinter die Kulissen schaut.



Unterricht und praktischer Nutzen: Schülerinnen backen mit einem Sozialarbeiter für die nächste Pause

:: »Rassismus reicht bis in die Mitte der Gesellschaft«

Im Projekt »Starke Lehrer, starke Schüler« werden Lehrer dafür ausgebildet, im Unterricht auf fremdenfeindliche Argumente und Vorurteile zu reagieren. Projekt- und Workshopleiter Rico Behrens erklärt im Interview, was die größten Herausforderungen sind und worin Lehrer gestärkt werden müssen

:: Wie sollten Lehrer auf rechte Statements von Schülern reagieren?

Rico Behrens: Sie müssen sie erst mal erkennen. Viele Lehrer stehen vor dem Problem, die Erkennungszeichen überhaupt wahrzunehmen. Wir arbeiten daran, dass sie sprachsensibel werden. Wenn beispielsweise Flüchtlinge konsequent als »Asylanten« bezeichnet und ausschließlich in pauschalisierend abwertenden Zusammenhängen genannt werden, sollten Pädagogen aufmerksam werden.

:: Sollten Lehrer auf jeden Spruch reagieren?

Rico Behrens: Sie sollten Sprüche möglichst nicht ignorieren. Das ist schon gar nicht so einfach, weil natürlich immer die Frage im Raum steht, wie häufig man sich mit einem bestimmten Schüler auseinandersetzt. Vorurteile kommen teilweise geballt im Unterricht vor. Wichtig ist, dass Ignorieren nicht zur Strategie wird.

:: Wieso neigen Lehrer dazu, so etwas zu ignorieren?

Rico Behrens: Häufig fällt es Lehrern schwer, stichhaltige Gegenargumente situativ einzubringen. Wir arbeiten daran, dass die Lehrer sprachfähig werden. In Sachsen glauben nicht wenige etwa, dass Flüchtlinge »das große Geld abkassieren«. Dabei reicht ein Foto aus einer Erstaufnahmeeinrichtung (Bett, Tisch, Stuhl und Spind), um die Realität klarzumachen. Aber das muss ein Lehrer erst mal wissen.

:: Sie schulen also Argumente?

Rico Behrens: Es geht nicht nur um Argumente, sondern auch um die

eigene Haltung. Wie will ich mit der Herausforderung umgehen? Die Frage nach Grenzen der Aufnahmefähigkeit Deutschlands ist eine kontroverse gesellschaftliche Frage. Wo aber verläuft in der Diskussion die Grenze zum Rassismus? Wo muss ein Lehrer auch sagen: Darüber diskutiere ich nicht? Elementare Menschenrechte oder demokratische Werte dürfen nicht infrage gestellt werden. Wenn ein Schüler den Holocaust leugnet, muss der Lehrer einschreiten. Aber ansonsten sollte man mit Moralisieren sparsam sein, das kommt nicht an bei den Schülern.

:: Wie sollte man dann reagieren?

Rico Behrens: Wir verfolgen eine offene, aber auch subversive Strategie: Das heißt, die Argumente in Zweifel ziehen, zu fragen: Hast du das schon persönlich erlebt? Häufig ist das nur nachgeplappert. Oder Gewissheiten erschüttern, Widersprüche aufdecken wie: Du bist Nationalist, aber deine Kleidung wird in China produziert? Zeigen, dass das alles nicht so stimmig ist. Dabei, wo möglich, auf Augenhöhe mit den Schülern kommunizieren. Klarmachen, dass man sein Gegenüber als Mensch akzeptiert, menschenverachtende Diskriminierungen aber zurückweist.

:: Was fehlt noch im Bewusstsein vieler Lehrer?

Rico Behrens: Ein Verständnis dafür, dass wir es mit einem Phänomen zu tun haben, das mit seinen Einstellungsdimensionen bis in die Mitte der Gesellschaft reicht: Chauvinismus, Rassis-

Herausforderung für Lehrer: der Umgang mit Rassismus



mus, Antisemitismus. Auch Menschen, die nie NPD wählen würden, tragen Einstellungen in sich, mit denen sie andere abwerten. Da fehlt teilweise noch die Sensibilität. »Das sind doch nur besorgte Bürger«, hilft hier nicht weiter. In der täglichen pädagogischen Auseinandersetzung besteht die Chance, solchen menschenfeindlichen Ideen etwas entgegenzusetzen. Und das beginnt nicht erst, wenn jemand in einer rechten Kameradschaft integriert ist.

Rico Behrens hat derzeit eine Vertretungsprofessur am Lehrstuhl für Politische Bildung/Didaktik der Sozialkunde an der Katholischen Universität Eichstätt inne. Als Projektleiter an der TU Dresden hat er in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung das mit dem Sächsischen Kultusministerium durchgeführte Projekt »Starke Lehrer, starke Schüler« entwickelt.

:: Was auf dem Spielfeld verbindet, verbindet auch im Zusammenleben

Schüler lernen im Projekt »Lernort Stadion« ganz nebenbei Demokratie

Mal mit einem Jugendfußballer eines großen Vereins in der Kabine sitzen und all das fragen, was man schon immer wissen wollte - davon träumen viele Kinder und Jugendliche. Im Projekt »Lernort Stadion«, das die Robert Bosch Stiftung seit 2010 fördert, wird das wahr - mit positiven Nebenwirkungen. In Zusammenarbeit mit den lokalen Fanprojekten von inzwischen zwölf Fußballclubs werden mehrtägige Workshops für Jugendliche in Stadien organisiert, in denen sich die Teilnehmer mit Rassismus, Gewalt und Diskriminierung ebenso auseinandersetzen wie mit ihren persönlichen Rechten und Chancen.

Nach Dortmund, Bochum, Bremen, Berlin, Bielefeld, Gelsenkirchen, Frankfurt, Dresden, Rostock, Nürnberg und Braunschweig ist das Projekt jüngst in Stuttgart gestartet. Die Jugendlichen tauschen sich in der Spielerkabine und im Stadion über ihre Werte und die der Jugendfußballer aus, erfahren, wie der Alltag eines jungen Profisportlers aussieht und wieso der Schulerfolg dafür auch wichtig ist. Und sie basteln ihren eigenen Spielplan, indem sie ihre Ziele definieren und diskutieren.

Das ist der Clou des Projekts: Es richtet sich nach dem englischen Vorbild der »Study Support Centre« überwiegend an Siebt- bis Zehntklässler aus Hauptschulen, die sich vorgeblich nicht für Politik, wohl aber

für Fußball interessieren. Wie nebenbei erfahren sie, dass die Werte, die für den spielerischen Erfolg auf dem Fußballfeld wichtig sind, die gleichen sind wie die für ein gelungenes gesellschaftliches Zusammenleben. Unter anderem ein einheitliches Regelwerk, an das sich alle halten und das niemanden diskriminiert, unabhängig von Religion und Hautfarbe. Sie lernen Demokratie wie nebenbei - und erfahren, wie spannend Politik sein kann.

Die wissenschaftliche Evaluation des Projekts hat ergeben, dass die Jugendlichen in der Tat durch den besonderen Ort offen für die Inhalte und motiviert sind zu lernen. Dass Demokratie so interessant sein kann, verwundert dabei immer wieder auch die Teilnehmer, die mit Sprüchen wie diesen vom Platz gehen: »Es hat mich überrascht, dass mich das Thema doch interessiert« oder »Ich habe gemerkt, dass es in der Politik auch um mich geht«.



Dortmund-Fans machen beim »Lernort Stadion« mit



:: Normalfall Vielfalt

»Dialog macht Schule« hilft Schülern, ihre Identität zu reflektieren

Welche Werte habe ich - und welche Rolle sollen sie in meinem Leben spielen? Diese Fragen gehören zum Erwachsenwerden dazu. Für Kinder aus Einwandererfamilien hat die Herausbildung eines eigenen Wertekanon noch eine weitere Dimension: Halte ich mich an die Werte meiner Eltern, meines Herkunftslandes? Oder an die aus meiner zweiten deutschen Heimat, meiner Peergroup? Sie haben dabei oft das Gefühl, zwischen zwei Stühlen zu sitzen (s. Interview). Das kann zu Unzufriedenheit bis hin zu Gewalt führen. Hier setzt das Projekt »Dialog macht Schule« an, das die Robert Bosch Stiftung fördert. In Kursen, die als Arbeitsgemein-

Dialogmoderatoren wie Siamak Ahmadi (Mitte) begleiten Schulklassen zwei bis drei Jahre lang



Im Fokus des Projekts: die Suche der Schüler nach den eigenen Werten



schaften an Schulen stattfinden, lernen die Schüler, die Perspektive zu wechseln, sich in andere hineinzusetzen und ihre Positionen mit Worten zu vertreten.

Siamak Ahmadi und Hassan Asfour haben aus dem Projekt heraus im Jahr 2013 die gemeinnützige GmbH »Dialog macht Schule« gegründet. Sie wissen gut, wovon sie reden: Beide stammen ebenfalls aus Einwandererfamilien. »Ich war begeistert von der Idee, einen geschützten Raum in Schulen zu schaffen, in dem Fragen zur eigenen Identität reflektiert werden«, sagt Asfour, »einen solchen Raum hätte ich mir während meiner eigenen Schulzeit gewünscht.« Die Dialogmoderatoren begleiten Schülergruppen über zwei bis drei Jahre und bilden weitere Moderatoren aus. Ihre Ziele sind ambitioniert: 2020 sollen 1.000 Moderatoren jährlich mehr als 20.000 Schüler begleiten, zudem wollen sie mit Universitäten kooperieren, um das Wissen aus der Praxis für die Lehrerbildung nutzbar zu machen. Oder, wie Ahmadi sagt: »Wir wollen einen Beitrag dazu leisten, die Lehrer von morgen auf den Normalfall Vielfalt vorzubereiten.«

Fotos: Theodor Barth, Kathrin Harms

»Werte müssen in Konfliktsituationen erprobt werden«

Haci-Halil Uslucan lehrt Integrationsforschung an der Universität Duisburg-Essen und berät die Robert Bosch Stiftung. Er erklärt, wieso es widersinnig ist, dass Migranten unsere Werte »lernen« sollen

Wo gibt es die größten Unterschiede im Werteset zwischen Migranten und Deutschen?

Prof. Uslucan: In einer Studie zu Unterschieden im Werteverständnis von Deutschen, Türken und türkischen Migranten haben wir herausgefunden, dass es Werte gibt, die in beiden Kulturen gleich wichtig sind: Freiheit, die Bedeutung von Freundschaft und die Sicherheit, dass es den mir nahestehenden Personen gut geht. Große Unterschiede konnten wir bei der Bedeutung von Religion feststellen. Die war für Türken viel bedeutsamer als für Deutsche. Weiterhin ist ihnen Tradition viel wichtiger als den Deutschen. Die Deutschen wollen eher nicht so sein wie ihre Eltern. Ihr Lebensplan ist oft sehr authentisch, autonom, individualistisch und von Abgrenzung geprägt.



Wie kommen solche Unterschiede zustande?

Prof. Uslucan: Die weltweite Migrationsforschung zeigt, dass Werte in Migrationskontexten intensiver weitergegeben werden als in der Heimat. Das heißt, auch wenn Menschen schon lange in Deutschland leben, haben sie das Bedürfnis, an ihre Identität und an ihr kulturelles Erbe anzuknüpfen. In Minderheitensituationen grenzt man sich gegenüber einer erdrückend starken Mehrheit ab. Dadurch geschieht der Wertewandel beispielsweise in der Türkei schneller als bei türkischstämmigen Deutschen in Deutschland.

Derzeit gibt es Forderungen nach Kursen für Neu-Zuwanderer, in denen europäische bzw. westliche Werte vermittelt werden sollen. Wie bewerten Sie diese Vorschläge?

Prof. Uslucan: Eine Forderung wie »Die sollen jetzt unsere Werte annehmen und befolgen« halte ich für widersinnig. Werte können nie direkt angenommen werden. Sie sind kein Katalog, den man durchliest, auswendig lernt, verinnerlicht und in den Alltag übersetzt. Werte müssen immer auch gelebt und in Konfliktsituationen, in denen Widersprüche auftreten, erprobt werden. Das ist nichts, das von heute auf morgen geschieht, weil dieser Prozess auch die emotionalen Schichten einer Person erfassen muss. Werte sind nicht nur kognitives Wissen, sie betreffen die gesamte Identität eines Menschen.

:: Am Krankenbett mit Bibel und Koran

Rund 4,5 Millionen Muslime leben in Deutschland. Doch im Krankenhaus bleiben muslimische Patienten oft allein. Am Klinikum Ingolstadt soll das ein gemischtreligiöser Besuchsdienst ändern

Von Isabel Stettin

Unterschiede fallen Hakan Sirt schon auf, wenn er durch die Flure des Klinikums Ingolstadt geht, vorbei an der Cafeteria. Kaffeeduft mischt sich mit beißendem Desinfektionsmittel. Murmelnde Gesprächsfetzen dringen aus einem Zimmer. »In einem Krankenhaus in der Türkei wäre viel mehr los. Wenn sich in der Moschee herumspricht, dass Ahmed hier liegt, sagen schon mal fünfzig Leute: Ich komm mit.« Krankenbesuche gehören zu den religiösen Pflichten eines guten Muslims. Oft nehmen nicht nur Angehörige, sondern selbst Unbekannte Anteil. »Umso mehr Besucher, desto größer die Ehre.«

Hakan Sirt steuert einen unscheinbaren Besprechungsraum an. Darin wird er in den kommenden zwei Stunden Ehrenamtliche unterrichten, die sich für den Patientenbesuchsdienst ausbilden lassen. Jede Woche treffen sich acht christliche und fünf muslimische Teilnehmer zum ersten gemischtreligiösen Kurs. »Wir brauchen dringend arabisch- und türkischsprachige Ehrenamtliche«, sagt Sirt, der zusammen mit den christlichen Seelsorgern dafür geeignete Freiwillige aus den Islamgemeinden in Ingolstadt ausgewählt hat.

Viele Muslime wenden sich in Alltagsfragen wie Gesundheit, Arbeit oder Schule eher an islamische Gemeinden denn an die Behörden. Um diese zu unterstützen und deren Kontakt zu den Kommunen zu verbessern, fördert das Goethe-Institut in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung Mitglieder und Projekte islamischer Gemeinden in den Städten Hamburg, Essen, Mannheim, Hamm und Ingolstadt.

Kränkungen und Missverständnisse vermeiden
Das Klinikum Ingolstadt will seinen muslimischen Patienten gerecht werden. Also haben Mitarbeiter ein Arztzimmer



Fotos: Christoph Puschner (3)

Hakan Sirt bildet
Muslime für den
ehrenamtlichen
Besuchsdienst aus



Wie kann man
den Patienten
beider Religionen
gerecht werden?
Kursteilnehmer
tauschen sich aus



Bunte Sargtücher und die melodischen Verse aus dem Koran
beruhigen im Sterben liegende Muslime

in einen Gebetsraum verwandelt, ausgerichtet nach Mekka. Aber es gab andere Herausforderungen. Einmal wollten Dutzende Menschen einen schwer kranken muslimischen Glaubensbruder auf der Intensivstation besuchen. Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern konnten nur noch eingeschränkt arbeiten, andere Patienten fühlten sich belästigt. Am Ende mussten Polizei und Sicherheitsdienst einschreiten. Sirt ist überzeugt, dass muslimische Seelsorger, die den Angehörigen in ihrer Muttersprache das Problem erklären, in solchen Fällen Chaos, Kränkungen und Missverständnisse vermeiden könnten.

Sirt ist 42 Jahre alt, ein kräftiger Mann, gebräunt und noch erholt vom zurückliegenden Familienurlaub in Antalya. Er unterrichtet an sechs Schulen islamischen Religionsunterricht und gestaltet in Bayern die landesweiten Lehrpläne mit. Als städtischer Beauftragter für den christlich-islamischen >

Ein Muslim äußert seine Schmerzen oft heftiger als hierzulande üblich. Stilles Ertragen gilt nicht als Tugend



Erstmals lernen muslimische und christliche Ehrenamtliche gemeinsam, wie sie mit Patienten in Krisen umgehen

- > Dialog diskutierte er 2014 zum ersten Mal mit Klinikvertretern, der Stadt und über dreißig Mitgliedern der islamischen Gemeinden in Ingolstadt über den Aufbau einer islamischen Krankenhauseelsorge.

Zwei Jahre später ist das Ziel näher gerückt. Lächelnd begrüßt Sirt die evangelische Klinikseelsorgerin Petra Kringel und Stefan Funk, den katholischen Pastoralreferenten. Als hauptamtliche Seelsorger leiten sie gemeinsam mit ihm die Ausbildung. Mit muslimischen Patienten arbeiten die beiden schon lange. Doch viele lehnen ihr Angebot ab. Für Pfarrerin Kringel ist das verständlich. Sie erinnert sich an eine Muslima, eine alte Frau, die in der Notaufnahme allein im Sterben lag. Und ihre eigene Hilflosigkeit: »Was soll ich denn beten in so einem Moment?« Schließlich kam ihr eine Idee: »Sie war Mutter wie ich.« Darum sang Kringel schließlich ein Schlaflied und sprach ihr Gebet im Stillen.

Die Krankenbesuche gehen den Helfern nahe

Für die Ehrenamtlichen des Besuchsdienstes im Klinikum Ingolstadt ist es die siebte von 16 Sitzungen. Der Schwerpunkt diesmal: Begleitung der Patienten und Angehörigen in Krisen, nach einem Unfall, einer schockierenden Diagnose, im Todesfall. Hakan Sirt legt den Koran vor sich auf den Tisch, bunte Sargtücher, eine Gebetskette – und beginnt zu erzählen, wie er zum ersten Mal zu einem Trauerhaus in Istanbul kam. »Das erkennen Sie an den vielen Schuhen vor der Tür. Und Sie hören es aus der Ferne.« Seine Stimme wird weich. »Höchstwahrscheinlich treffen Sie auch im Krankenhaus immer wieder Klagefrauen, die weinen und singen, um die Trauer herauszuschicken.« Ein Muslim äußere seine Schmerzen oft heftiger als hierzulande üblich. Stilles Ertragen gelte nicht als Tugend. Sirt beschreibt wichtige Riten: »Wenn ein Muslim im Sterben liegt, drehen Sie sein Gesicht nach Mekka, Südosten.« Er hält ein Parfümfläschchen hoch. »Geben Sie ihm einen Schluck heiliges Zamzam-Wasser oder benetzen Sie seine Lippen damit.« Viele beruhige es, wenn jemand aus dem Koran liest.



»Das ist melodisch. Notfalls gibt es da auch DVDs«, sagt er an die christlichen Teilnehmer gewandt.

Nach dem theoretischen Teil verteilen sich die Ehrenamtlichen auf die Patientenzimmer. Doch die Helfer des Islamischen Besuchsdienstes können in dieser einen Stunde pro Woche nicht alle trösten, die Zuspruch brauchen. Eine Ehrenamtliche hat bei ihrer Rückkehr Tränen in den Augen. Ihr Sitznachbar Abdelali Bouabid findet es in Ordnung, dass die Besuche den Freiwilligen nahegehen: »Wenn wir hier nur Blabla machen, nach Hause gehen und alles vergessen, ist das schlecht.« Der heute 56-jährige Marokkaner kam einst als Student nach Deutschland und ist geblieben. »Zu helfen sehe

Islamische Gemeinden als kommunale Akteure

Während es muslimische Migranten einst in der Rente in ihre Heimat zog, bleiben heute immer mehr Einwanderer im Alter in Deutschland – sie fühlen sich hier heimisch. Das bringt neue Herausforderungen mit sich: Unter anderem benötigen sie Seelsorge im Krankenhaus. Die Ingolstädter Initiative entstand im Rahmen des Projektes »Islamische Gemeinden als kommunale Akteure«, in dem die Robert Bosch Stiftung gemeinsam mit dem Goethe-Institut islamische Gemeinden und Kommunen zusammenbringt, Ehrenamtliche qualifiziert und in unterschiedlichen Bereichen gemeinsame Projekte unterstützt.

www.bosch-stiftung.de/islamische_gemeinden



Pfarrerin Petra Kringel (rechts) spricht mit den Teilnehmern über ihre Erfahrungen mit den Patienten

Es gab niemanden, der die Leichenwaschung übernehmen konnte. Also kümmerte sich Sirt darum

ich als Pflicht, nicht nur von mir, sondern von uns Muslimen und Arabern.« Er war selbst einmal in der Klinik Patient und hat gemerkt, wie wichtig ein Besuchsdienst ist.

Auch Gazi Kürkcü haben persönliche Erfahrungen motiviert, hier teilzunehmen: Der Türke hat im vergangenen Jahr erlebt, wie ein enger Freund auf der Palliativstation an Krebs starb. »Die Familie war damals mit ihrer Trauer allein.« Er erzählt mit bayerischem Akzent von einem alten Mann, der sich im Klinikum von einem Schwächeanfall erholt. »Er kam als Gastarbeiter aus der Türkei nach Ingolstadt, und wie viele seiner Generation hat er Probleme mit der Sprache. Darum war er froh, dass ich bei ihm war. Ich habe ihn ganz selbstverständlich mit Onkel angesprochen.«



Keine Aufgabe, die schnell vergessen ist: Hakan Sirt und die Ehrenamtlichen wollen für die Patienten da sein

Immer mehr Muslime werden in Deutschland alt Mit leiser Stimme erzählt Abdelali Bouabid von einer jungen Muslima, die zwei Tage zuvor ihr Baby verloren hat, eine Totgeburt. »Sie wollte das Kind nicht mehr sehen, wirkte aber seelisch stabil. Mein zweiter Patient macht mir mehr Sorgen.« Der junge Syrer liegt isoliert auf der Infektionsstation. Im Krieg wurde er schwer am Bein verletzt. »Ein Dolmetscher sollte ihn über eine anstehende OP aufklären«, erzählt er. Doch der erschien nicht. Darum vermittelte Bouabid zwischen ihm und den Pflegern und versuchte, ihm die Angst zu nehmen. »Wenn ich als Übersetzer fungiere, ist das auch gut. Geholfen ist geholfen.«

Seit immer mehr Menschen nach Deutschland fliehen, sehen sich auch Klinikmitarbeiter mit neuen Problemen konfrontiert. Hakan Sirt erinnert sich an den ersten Anruf vor zwei Jahren, als ein Asylbewerber ohne Angehörige im Krankenhaus verstarb. »Die Ärzte haben mich gebeten, seine Familie zu finden.« Doch da gab es niemanden, der die für Muslime wichtige Leichenwaschung übernehmen konnte, die Beerdigung organisierte. Also kümmerte er sich darum. Doch auch viele der »alteingesessenen« Muslime in Ingolstadt sind ohne Familie hier und gehören keiner Gemeinde an. Immer mehr möchten in Deutschland alt werden, statt als Rentner in die frühere Heimat zurückzukehren. Eine Ingolstädter Moscheegemeinde plant bereits ein Altenheim für Muslime. »Das sind Bedürfnisse der Zukunft, an die viele noch nicht denken.«



Isabel Stettin findet, dass Sirt der perfekte Vermittler ist: Ihm vertrauen nicht nur die christlichen Seelsorger und Vertreter der islamischen Gemeinden, sondern auch die Mitarbeiter am Klinikum und die Stadt – weil er die verschiedenen Welten kennt.

:: Zusammenhalt? Die Dosis allein macht das Gift

Zusammenhalten muss man – genau genommen – nur das, was nicht zusammenpasst. Denn passte es zusammen, bedürfte es nicht der besonderen Anstrengung des Zusammenhalt(en)s. Eine kritische Begriffsbetrachtung

Von Armin Nassehi

Das ist, zugegebenermaßen, ein ziemlich akademischer Zugang zum Zusammenhalt, der sich an der Bedeutung des Begriffs festmacht. Eine empirisch gehaltvolle Bedeutung bekommt er spätestens dann, wenn man sich vergegenwärtigt, wann die Wahrscheinlichkeit für Forderungen nach Zusammenhalt steigt.

In den letzten Jahrzehnten kam die Forderung nach mehr Zusammenhalt fast immer im Kontext von Migrations- oder Asyldebatten zum Vorschein, zum Beispiel als Forderung nach einer Leitkultur. Das ist kein Zufall, denn der Zusammenhalt hat stets dann Konjunktur, wenn man ihn durch Fremdes bedroht sieht bzw. wenn Ausgrenzungen oder Differenzen drohen. Der Ruf nach Zusammenhalt ist dabei weniger eine Forderung an die Migranten, sondern wirft die eher abstrakte Frage auf, was denn jene einheimische Gesellschaft ausmacht, die da zusammengehalten werden und in die sich das Fremde einordnen soll. Geradezu klassisch ist die Herausforderung durch das Fremde tatsächlich ein Anlass, sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Zugleich hat der Begriff des Zusammenhalts nicht nur einen empirischen Gehalt, sondern auch einen normativen Aufforderungscharakter. Es ist ein Wertbegriff – und Werte haben in der Kommunikation zumeist die Funktion, dass man ihnen schwer widersprechen kann. Weniger Zusammenhalt zu fordern, ist kaum möglich. Man kann behaupten, dass der Zusammenhalt



gefährdet wird, wenn die Gesellschaft zu plural wird, wenn fremde Weltreligionen zu Deutschland gehören sollen oder sonstige ethische und ästhetische Standards in Gefahr geraten. Aber solche Abgrenzungen argumentieren ja nicht gegen, sondern im Sinne des Zusammenhalts.

Es bedarf keiner »Leitkultur«
Ich möchte hier tatsächlich gegen den Zusammenhalt reden. Freilich nicht für das Gegenteil, sondern fragend, ob Zusammenhalt womöglich nicht der Mechanismus ist, der moderne Gesellschaften prägt. Vielleicht gilt sogar die Formel: Je moderner eine Gesellschaft

ist, desto eher ist sie darauf angewiesen, auf besonders starke Forderungen nach gesellschaftlichem Zusammenhalt zu verzichten. Solche Gesellschaften brauchen kaum eine gemeinsam geteilte Moral in allen Fragen, man muss nicht an dieselben – womöglich gar nicht an die – Götter glauben. Sexuelle, ästhetische und lebenspraktische Prinzipien können sehr gruppenbezogen gelten und müssen gerade nicht universalisiert werden. Manche Lebensform ist völlig inkompatibel mit einer anderen – und das gilt sogar, wenn man sich versuchsweise alles Migrantische aus der Gesellschaft wegdenkt. Es bedarf offensichtlich keiner »Leitkultur«, um eine solche Gesellschaft möglich zu machen und konfliktfrei zu halten. Und das viel beschworene Grundgesetz unseres demokratischen Verfassungsstaates ist keineswegs ein Dokument des starken Zusammenhalts oder gar einer Leitkultur, sondern schützt geradezu die Abweichungsmöglichkeit – solange Gesetze eingehalten werden.

Moderne Gleichgültigkeit

Man muss sich nur vergewissern, wie sehr sich die Gesellschaft Deutschlands in den letzten beiden Generationen pluralisiert hat und wie wenig sich die Standards einer bestimmten Gruppe ethisch und ästhetisch als die einzig legitimen darstellen lassen. All das ist nur möglich, weil im Alltag Gleichgültigkeit möglich ist und eben nicht Zusammenhalt in einem starken Sinne. Das liegt daran, dass ein moderner Alltag mit seinen insbesondere auf unpersönlichen Beziehungen aufgebauten Praxisformen eben praktisch funktionieren muss. Wenn es einen Zusammenhalt geben muss, dann ausschließlich einen, der sich nach seiner Praktikabilität bemisst – und diese speist sich vor allem daraus, dass die Dinge eben nicht Punkt für Punkt zusammenpassen müssen. Wir haben in der Moderne

gelernt, in einer Gesellschaft von Fremden zu leben, die über temporären Kontakt nur in engen Ausschnitten ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Rollen zusammenpassen müssen, aber nicht als ganze Person mit allen Fasern ihrer Persönlichkeit. Das ist eine der entscheidenden zivilisatorischen Errungenschaften der gesellschaftlichen Moderne.

Einheimische Angstmilieus

Migration, so meine These, weist exakt darauf hin. Sie verweist uns darauf, wie voraussetzungsreich und voraussetzungsarm zugleich die Alltagspraxis unseres alltäglichen Lebens ist. Sie verweist uns darauf, wie voraussetzungsreich und voraussetzungsarm zugleich die Praxis unseres Lebens ist. Die Alltagspraxis ist voraussetzungsreich, weil sie Mentalitäten der Gleichgültigkeit voraussetzt; voraussetzungsarm ist sie, weil eben diese Indifferenz möglich ist. Die starke Opposition gegen Migrantisches hat demgemäß meist gar nichts unmittelbar mit Migranten zu tun – wie die völlig absurden Ängste um das Abendland zeigen. Sie ist eher ein Ausdruck von Gruppen, die mit der modernen Gleichgültigkeit nicht zu recht kommen. Solche Gruppen können sich in Angstkommunikation einrichten, weil dies vielleicht die einfachste Möglichkeit ist, sich zu verorten und stabile Formen der Selbstbeschreibung zu finden. Wenn man das Argument etwas übertreiben wollte, müsste man sagen: Es sind schlecht integrierte Gruppen. Schlecht integriert in die Verhältnisse einer modernen Gesellschaft, die Pluralität und Unkalkulierbarkeit letztlich entdramatisiert.

Sozialstrukturell sind diejenigen, die in den Migranten eine Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt sehen, schlecht integrierten, in ethnisch homogenen Gruppen gefangenen Mig-

Armin Nassehi Soziologe

Professor Nassehi forscht und lehrt an der LMU München zu Kultur-, Religions-, Wissens- und Wissenschaftssoziologie sowie zu Politischer Soziologie. Im Projekt »Übersetzungskonflikte« untersucht er etwa am Beispiel der Organpenden und Palliativmedizin, wie unterschiedliche kulturelle und gesellschaftliche Hintergründe zu Konflikten im öffentlichen Diskurs führen. Er ist Sohn eines Iraners und einer Deutschen.

ranten ähnlicher als dem Durchschnitt der einheimischen Bevölkerung. Und auch als jener großen Mehrheit der Migranten, die wir deshalb »gut integriert« nennen, weil sie in der Wechselseitigkeit moderner Indifferenz irgendwie aufgehen. In ethnischen Parallelstrukturen einerseits und unter den einheimischen Angstmilieus andererseits gibt es, genau genommen, den stärksten sozialen Zusammenhalt. Beide Gruppen müssen davon emanzipiert werden.

Im Übrigen: Gerade Gesellschaften, die auf eine enge Form des Zusammenhalts verzichten können, brauchen durchaus so etwas wie gemeinsame Regeln, tolerante Formen des Umgangs miteinander, aber auch eine wehrhafte Idee, wie zivilisatorische Standards pluralistischer Lebensformen und offener Gesellschaften sich gegen eigene wie auswärtige Zumutungen durchsetzen können. Vielleicht braucht es also doch Zusammenhalt – einen Zusammenhalt im Sinne jener Standards, die es erlauben, auf zu engen Zusammenhalt zu verzichten. Wenn das gelingt, dann ist fast jede Lebensform, jede religiöse und kulturelle Orientierung, aber auch jede Eigenheit und Abweichung gesellschaftsfähig. So viel Selbstbewusstsein sei selbst jenen Gemeinwesen zugestanden, die auf Zusammenhalt im Sinne abstrakter Leitkulturdebatten verzichten wollen und müssen. Denn es stimmt tatsächlich: Allein die Dosis macht das Gift.

Im modernen Alltag müssen
Dinge eben nicht Punkt für Punkt
zusammenpassen

Nach einer Einführung dürfen die Kinder in der Jugendwerkstatt schweißen



Werkstattgründer Peter Eyerer (unten) schwirrt im Dauereinsatz durch die Halle



Maximilian Middel hat auch seinen Vater für die Werkstatt begeistert



:: Alt, aber nicht rostig – Die Generationenwerkstatt

In der Offenen Jugendwerkstatt Karlsruhe geben ältere Menschen ihr Wissen an Junge weiter. Jung und Alt arbeiten hier auf Augenhöhe zusammen und lernen, einander zu verstehen

Von Marta Popowska



»Die Älteren hier haben echt Ahnung.« Und Maximilian lernt gerne



Alles in Eigenleistung: Hier werkeln Jung und Alt gemeinsam an einem Anbau für eine richtige Kfz-Werkstatt

Das Erste, was Peter Eyerer, blau kariertes Hemd und feste Arbeitsschuhe, bei der Begrüßung sagt, ist: »Hallo, ich bin Peter, hier duzen sich alle.« Dann führt der 74-Jährige über das weitläufige Gelände des Vereins Offene Jugendwerkstatt Karlsruhe. Einst ein Steinbruch, stehen hier nun Werkstätten für Holz- und Metallarbeiten, Kraftfahrzeuge und Schmuck. Angeleitet von Senioren erschaffen hier Kinder und Jugendliche kleine Technikwunder. Und so manches Kind findet einen Großelternersatz.

Peter Eyerer, Maschinenbauingenieur und Kunststofftechniker, ist Vereinsgründer und Vorstand der Offenen Jugendwerkstatt. Jeden Samstag wird hier von 10 bis 15 Uhr gefeilt, geschweißt und gesägt. Das Besondere: Hier lernt Jung von Alt auf Augenhöhe und nicht durch Frontalunterricht. Kinder entdecken dabei ihre Potenziale und Ältere geben ihr technisches und handwerkliches Wissen weiter. Ein Konzept, das 2013 mit dem zweiten Platz des Deutschen Alterspreises der Robert Bosch Stiftung belohnt wurde. Auf das 2.000 Quadratmeter große Gelände im Karlsruher Stadt-

teil Grünwettersbach ist der Verein erst vor einem Jahr gezogen. »Trotz viel Eigenleistung hat der Umzug 15.000 Euro gekostet. Ein paar neue Maschinen wie eine Kreissäge haben wir auch angeschafft«, sagt Eyerer. Das Preisgeld der Robert Bosch Stiftung kam da gerade recht.

Als Eyerer an diesem Frühlingsamstag gegen 10 Uhr die Werkstätten aufschließt, ist noch nicht viel los. Er nimmt es gelassen. Zwänge will man in der Jugendwerkstatt erst gar nicht zulassen. Jeder kommt und geht, wie er möchte, ob Kind oder ehrenamtlicher Betreuer. »Manchmal kommen nur fünf Kinder, manchmal sind es mehr als dreißig«, sagt Eyerer. Darauf müssen die Betreuer flexibel reagieren.

Bis zum Mittag haben sich rund zwei Dutzend Hobbybastler eingefunden. Konzentriert stehen die Kinder an ihren Arbeitsplätzen, Maschinen röhren und quietschen, Metall schlägt auf Metall. Mika Bender und Maximilian Middel bauen ein Quad. Die beiden 14-Jährigen lassen sich Zeit. Schon seit einem Jahr arbeiten sie an ihrem Geländewagen, in vier Wochen soll er endlich fahrbereit sein. Doch bevor es so weit ist, gilt es, den Lack an einigen Stellen des Metallrahmens abzufeilen, um das Material so auf weitere Schweißarbeiten vorzubereiten. »Das Schweißen hab ich von Richard gelernt«, sagt Maximilian über einen der Senioren. Der Maschinenbautechniker gilt in der Werkstatt als Allrounder. Die Älteren hier haben Ahnung, findet Maximilian. >

»Zu sehen, dass man gebraucht wird, ist fantastisch«, sagt Eyerer



Teamwork macht Spaß: Rund zwanzig Kinder und Jugendliche kommen samstags in die Offene Jugendwerkstatt

- > Die meisten der Betreuer sind Senioren, darunter Maschinenbauer, Elektriker, Gas-Wasser-Installateure, Lehrer oder einfach nur Hobbyhandwerker. Mittlerweile arbeiten einige Väter in den Werkstätten mit. Über ihre Kinder haben sie Feuer gefangen. »Wir sind eine Mehrgenerationenwerkstatt«, sagt Peter Eyerer. Der Werkstattgründer ist jeden Samstag im Dauereinsatz. Er schwirrt von einem Ende der Halle zum anderen, dann wieder nach draußen und weiß manchmal nicht mehr, mit welchem Ziel er eigentlich ursprünglich gestartet ist. Kein Wunder, schafft er doch kaum ein paar Schritte, ohne dass ihn jemand fragt, wo dieses oder jenes sei. »Ich bin ein Getriebener«, sagt er und lacht. Trotzdem verliert er seine gute Laune nie. Die Arbeit hier habe eine therapeutische Wirkung auf ihn. Er sei geduldiger im Umgang mit Kindern geworden. »Früher war ich manchmal gestresst. Jetzt lerne ich, auch selbst einmal Hilfe anzunehmen«, erklärt er.

Als der ehemalige Professor und Leiter des Fraunhofer-Instituts für Chemische Technologie in den Ruhestand ging, war für ihn klar, dass er sich nicht zur Ruhe setzt. Noch immer arbeitet Eyerer als Industrieberater und unterstützt Doktoranden. Doch der sechste Tag der Woche gehört seit acht Jahren seinem Herzensprojekt, der Offenen Jugendwerkstatt. In dieser Aufgabe findet er Erfüllung: »Zu sehen, dass man gebraucht wird, ist fantastisch. Das bemerke ich auch bei den anderen.«



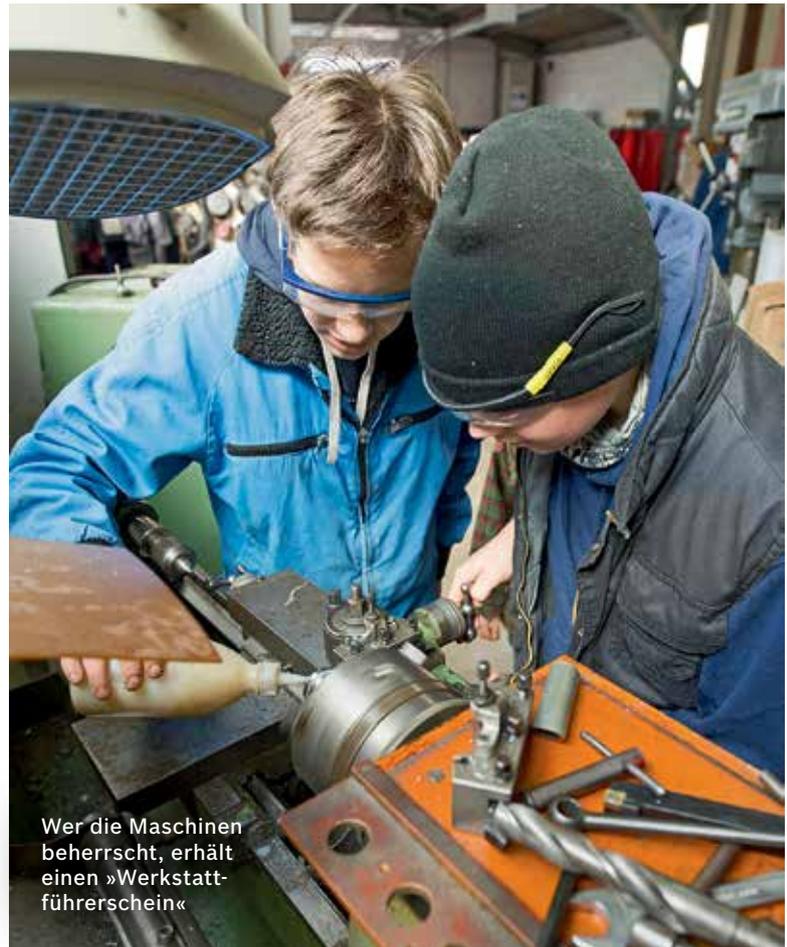
Eine von ihnen ist Dörthe Krause. Die 65-Jährige mit den schlohweißen Locken leitet die Schmuckwerkstatt. Den vier Mädchen, die an diesem Samstag gekommen sind, zeigt sie, wie man lötet oder einen Verschluss für eine Kette macht. Vor allem aber möchte sie, dass die Mädchen lernen, Probleme selbst zu lösen. »Sie sollen sicherer in eigenen Entscheidungen werden«, sagt Krause. »Wenn etwas nicht auf Anhieb klappt, muss man es halt noch mal versuchen.«

Profitieren im Team Offene Jugendwerkstatt

Alt und Jung können viel voneinander lernen. Das zeigt die Offene Jugendwerkstatt Karlsruhe, die 2013 zweiter Preisträger des Deutschen Alterspreises ausgezeichnet wurde. Mit dem Preis ehrt die Robert Bosch Stiftung Initiativen oder Einzelpersonen, die das Alter als attraktive und aktive Lebensphase zeigen und erlebbar machen, welches gesellschaftliche Potenzial im demografischen Wandel steckt. Viele der Nominierten und Preisträger sind Beispiele dafür, wie der Kontakt zwischen den Generationen das Zusammenleben in unserer Gesellschaft bereichert. www.alterspreis.de



Vor allem Mädchen lassen sich von Dörthe Krause (links) zeigen, wie man Silberschmuck herstellt



Wer die Maschinen beherrscht, erhält einen »Werkstattführerschein«



Die gegenseitige Wertschätzung ist Krause wichtig. »Ich arbeite wahnsinnig gerne mit Jugendlichen«, sagt sie. Schon als junge Frau war sie Jugendleiterin. Am Fraunhofer-Institut hat sie mit Peter Eyerer vor rund zwanzig Jahren eine praxisorientierte Lehr- und Lernmethodik für Schulen und Universitäten entwickelt. Die soll zum Lernen motivieren und das Interesse vor allem an Naturwissenschaft und Technik steigern. Bis nach Brasilien haben sie ihre Methodik exportiert. Auch in der Jugendwerkstatt nutzen sie das Prinzip.

»Die Kinder geben uns sehr viel zurück. Ob das nun strahlende Augen sind oder die Freude darüber, dass es zu Hause Lob für die Arbeit gab«, sagt Krause. So wie Melissa Hahn. Die

Elfjährige besucht erst seit wenigen Monaten die Schmuckwerkstatt. Sie freute sich schon Tage vorher auf die Arbeit mit Dörthe Krause, sagt sie: »Meine Großeltern wohnen weit weg und haben auch nicht so viel Zeit.«

Als gegen halb drei die ersten Kinder wieder zusammenpacken, steht Peter Eyerer an einer grünen Werkbank, die ihm als Schreibtisch dient. Er füllt den »Werkstattführerschein« eines Jungen aus. Der soll bescheinigen, was der Nachwuchshandwerker so alles kann. Schutzgasschweißen, Hartlöten oder Entrostern: Eyerer hofft, dass der Schein den Kindern nutzen kann, etwa bei der Praktikums- oder Ausbildungssuche. »Man unterschätzt Kinder oft«, sagt er. Die Jugendwerkstatt soll dazu beitragen, deren Kreativität und Potenzial zu erkennen und zu fördern. Und ganz nebenbei entstehen aus dem gemeinsamen Werken von Alt und Jung auch Gemeinschaft und Zusammenhalt über die Altersgrenzen hinaus.



Marta Popowska fand schon immer, dass man nie zu alt ist, um etwas Neues zu beginnen. Nach ihrem Besuch in der Offenen Jugendwerkstatt Karlsruhe fühlt sie sich in ihrer Ansicht absolut bekräftigt.

:: Die Stadtforscherin

Wenn Menschen sich ihre Umgebung zu eigen machen und mitgestalten, wächst das Zusammengehörigkeitsgefühl. Vivian Doumpa bringt Anwohner und Schüler in Thessaloniki zusammen – und auf neue Ideen

Von Alkyone Karamanolis

Jeans, Bluse, die Locken beiläufig hochgesteckt, neben sich einen Rollkoffer. So wartet Vivian Doumpa am vereinbarten Treffpunkt am Athener Flughafen. Sie ist auf der Rückreise von einer Tagung, ihr Anschlussflug geht in zwei Stunden. Zeit für ein Gespräch über ihre Arbeit als Stadtplanerin. Vivian Doumpa, 29 Jahre alt, ist eine von zwölf Teilnehmern im Programm START - Create Cultural Change. Damit unterstützt die Robert Bosch Stiftung engagierte Kulturmanager aus Griechenland, die durch innovative Kulturprojekte gesellschaftliche Teilhabe fördern und den Zusammenhalt in Europa stärken. Zum Programm gehören eine Hospitationsphase in Deutschland und eine Projektphase in Griechenland. Kooperationspartner sind das Goethe-Institut Thessaloniki und die Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren e. V.

Vivian Doumpa ist eine »Placemakerin«. Anders als bei der klassischen Stadtplanung geht es für sie darum, Anwohner und ihre Erfahrung des Raums von Anfang an miteinzubeziehen. Erfahrung statt Instruktion, Bottom-up statt Top-down oder besser noch: Zusammenarbeit zwischen Bürgern und Institutionen. Die Herangehensweise war eine Offenbarung für sie: »Im Studium habe ich die klassische Wissenschaft meiner Zunft gelernt. Planung, Bodennutzung und so fort.« Mit dem Placemaking hat sie ein Werkzeug an der Hand, mit dem sie ihr Wissen viel umfassender einsetzen kann. »Ich hatte mich oft gefragt, weshalb bestimmte Orte bestimmte Gefühle in mir auslösen«.

Die Raum-Erfahrung ist Ansatzpunkt in ihrem START-Projekt »Tópio«. Vivian Doumpa hat eine Schule ausgewählt, die sie nach außen öffnen und als Plattform für den öffentlichen Diskurs im Viertel etablieren will. Das Rüstzeug dafür hat sie während einer Hospitation im Kulturzentrum Lagerhaus Bremen e.V. erworben, als sie eine Kulturmanagerin bei der

Wie können wir unsere Umgebung mitgestalten?
Stadtplanerin Vivian Doumpa bezieht Schüler und Anwohner mit ein



Arbeit begleitete. Sie verfolgte mit, wie man ein Budget plant, ein Team zusammenstellt und mit ihm arbeitet. Eine wichtige Erfahrung war auch zu sehen, wie viel in Deutschland auf Nachbarschaftsebene passiert. »In Thessaloniki gibt es auch Kulturzentren«, sagt sie, »aber sie sind nicht so mit dem Viertel verzahnt wie in Bremen.« Und: »In den Gesprächen dort ist mir klar geworden, wie viel in Griechenland zu tun ist«.

Eine solche Verzahnung zwischen den Institutionen, dem öffentlichen Raum und den Menschen versucht sie nun mit »Tópio« zu befördern. Protagonisten sind die Schüler. Zuerst haben sie kleinere Ausbesserungen am Schulgebäude vorgenommen und ein großes Graffiti an einer Außenmauer geschaffen. Danach haben sie die Anwohner mit ins Boot geholt, in einem »place game« gemeinsam ihr Viertel erforscht und Ansatzpunkte für bürgerschaftliches Engagement gesucht. Ein vernachlässigter Park mit einem ungenutzten Freilufttheater gleich neben der Schule ist ihnen am meisten aufgefallen. Er wird im Zentrum der Abschlussveranstaltung von »Tópio« stehen, einem Festival in und um die Schule.

Das Placemaking hat Potenzial: »Einige Schüler sind eifrig dabei und entwickeln inzwischen selbst Ideen, auch ein paar Anwohner scheinen sehr interessiert«, freut sich Vivian Doumpa. So könnte der Abschluss von »Tópio« gleichzeitig ein Anfang sein.



Die junge Generation Griechenlands, extrovertiert, gut ausgebildet, polyglott und kreativ, verlässt seit Ausbruch der Krise in Scharen das Land. Umso mehr freut sich Alkyone Karamanolis, wenn sie einen ihrer Vertreter in Griechenland interviewen kann.



10 Jahre Der Deutsche Schulpreis

BILDUNG

:: Eine ganze Bewegung guter Schulen

Mehr als sechzig Schulen wurden bisher mit dem Deutschen Schulpreis geehrt. In diesem Jahr geht er an die niedersächsische Grundschule auf dem Süsteresch aus Schüttorf

GUTE SCHULEN gibt es überall – unabhängig von Lage und Größe, finanzieller Ausstattung und Zusammensetzung der Schülerschaft. Seit zehn Jahren macht der Deutsche Schulpreis, vergeben von Robert Bosch Stiftung und Heidehof Stiftung, diese Schulen sichtbar und ermuntert andere zur Nachahmung. Medienpartner sind das Wochenmagazin stern und die ARD. Es ist der bekannteste, anspruchsvollste und höchstdotierte Preis für gute Schulen im Land.

Aus dem Preis ist im vergangenen Jahrzehnt eine ganze Bewegung guter Schulen entstanden. Seit Beginn vernetzen sich die ausgezeichneten Schulen miteinander und sorgen dafür, dass durch Workshops, Seminare und Hospitationsprogramme auch andere Schulen von ihren Erfahrungen und Ideen profitieren. Mehrere Tausend Lehrer haben in den vergangenen Jahren so Anregungen für ihre eigene Arbeit mitgenommen. Die sechs Qualitätsbereiche, in denen die Jury die Schulen beurteilt, darunter z.B. Umgang

mit Vielfalt und Unterrichtsqualität, sind inzwischen in der Fachwelt als Orientierungsgrößen zur Beurteilung von Schulen etabliert. »Mir imponiert, dass die Stiftungen auch die Preisträger in die Pflicht nehmen«, würdigte Udo Michallik, Generalsekretär der Kultusministerkonferenz, den Beitrag des Preises für die Schulentwicklung in Deutschland. Um die gute Schulpraxis noch weiter in die Breite zu tragen, haben Robert Bosch Stiftung und Heidehof Stiftung im Jahr 2015 die Deutsche Schulakademie gegründet. Bei der zehnten Verleihung des Deutschen Schulpreises am 8. Juni 2016 in Berlin erhielt die Grundschule auf dem Süsteresch in Schüttorf den mit 100.000 Euro dotierten Hauptpreis. Bundesaußenminister Dr. Frank-Walter Steinmeier überreichte einen Sonderpreis an die Deutsche Internationale Schule Johannesburg. Im Jubiläumsjahr konnten sich die deutschen Auslandsschulen erstmals auch am Wettbewerb beteiligen.

www.deutscher-schulpreis.de

WISSENSCHAFT

:: Baukasten für nachhaltige Energiepolitik

Juniorprofessor erforscht, wie man Umweltschutz und Wirtschaftswachstum in Einklang bringen kann

DIE ROBERT BOSCH JUNIORPROFESSUR »Nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen« besetzt in diesem Jahr Oliver Schenker. Der Umwelt- und Ressourcen-Ökonom entwickelt Gleichgewichtsmodelle, mit denen Entwicklungsländer langfristig nachhaltige Energiesysteme etablieren können. »In vielen Entwicklungs- und Schwellenländern ist der Zugang zu preisgünstiger Elektrizität ein drängendes Thema«, erklärt der 37-jährige Juniorprofessor. Entscheiden sich



Schenkers Forschung soll helfen, nachhaltige Energiesysteme zu etablieren

diese Länder für umweltfreundliche Methoden der Energiegewinnung, stoßen sie schnell an Grenzen. Sie scheitern häufig an Wechselwirkungen zwischen umweltpolitischen Maßnahmen, rechtlichen Regelungen und dem makroökonomischen Umfeld. Hier setzt Schenker an, indem er diese Faktoren wie auch politische Förderinstrumente in seinen Modellen berücksichtigt. Seine Forschungsergebnisse sollen der Politik eine fundierte Entscheidungsgrundlage bieten. Für den Aufbau einer eigenständigen Arbeitsgruppe an der Frankfurt School of Finance & Management stellt ihm die Robert Bosch Stiftung über fünf Jahre eine Million Euro zur Verfügung.

► **Im Video erklärt Oliver Schenker seinen Forschungsansatz:**
www.bosch-stiftung.de/juniorprofessor



Janusz Reiter (re.) im Gespräch über die Empfehlungen der Strategiegruppe

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Neue »westliche Ostpolitik«

Empfehlungen der Transatlantic Strategy Group auf der Münchner Sicherheitskonferenz

SIE GILT ALS WICHTIGSTES außen- und sicherheitspolitisches Forum weltweit: die Münchner Sicherheitskonferenz. Zum ersten Mal war die Robert Bosch Stiftung mit einem Panel Teil des offiziellen Rahmenprogramms. Vorgestellt wurden Empfehlungen der Transatlantic Strategy Group für eine neue Ostpolitik. Die Experten aus Außen- und Sicherheitspolitik raten dem Westen, seine bisherige Politik gegenüber Russland zu überdenken und die Verteidigungsfähigkeit sowie den inneren Zusammenhalt seiner Gesellschaften zu stärken.

www.bosch-stiftung.de/tsg

WISSENSCHAFT

:: Gute Arbeit, AcademiaNet!

MEHR ALS VERVIERFACHT HAT sich die Zahl der Wissenschaftlerinnen, die seit dem Start von AcademiaNet vor fünf Jahren in das Internetportal aufgenommen wurden. Heute sind rund 2.000 Profile herausragender Forscherinnen aller Fachdisziplinen aus 34 Ländern in der Datenbank zu finden. Das Portal will Wissenschaftlerinnen ins Blickfeld derer rücken, die wissenschaftliche Gremien und Führungspositionen besetzen und über Forschung berichten.

www.bosch-stiftung.de/academianet

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Ein »Denk-Raum« zu Europas Zukunft

Gemeinsam mit der Leipziger Buchmesse hat die Robert Bosch Stiftung den Programmschwerpunkt ausgerichtet

FLUCHT UND MIGRATION BESTIMMEN die öffentliche Debatte, nicht nur in Deutschland, sondern in vielen europäischen Ländern. Gleichzeitig waren die Regierungen Europas selten so uneins wie im Umgang mit den Geflüchteten. Und auch jenseits der großen Politik ringen Menschen um die Frage, wie die Integration der Flüchtlinge gelingen kann – und wie sich ihr Land und Europa dadurch verändern. Leipziger Buchmesse und Robert Bosch Stiftung haben auf der diesjährigen Frühjahrsbücherschau vom 17. bis 20. März gemeinsam einen Programmschwerpunkt zu Zuwanderung und Integration veranstaltet. Unter dem Titel »Europa21. Denk-Raum für die Gesellschaft von morgen« brachten sie in sechs Diskussionsrunden Schriftsteller, Wissenschaftler, Journalisten, Künstler und Vertreter der Zivilgesellschaft aus ganz Europa zusammen. Ziel war es,

eine internationale Plattform für einen konstruktiven Dialog über die Zukunft Europas zu schaffen – und damit einen Kontrapunkt zu den oftmals einseitigen und von nationalen Interessen geprägten Debatten zu setzen. Die Analysen, Erfahrungsberichte und Szenarien aus verschiedenen europäischen Ländern sollten einen neutralen Blick auf die Chancen und Herausforderungen von Zuwanderung ermöglichen. Diskutiert wurde über die Hintergründe der Fluchtbewegungen, darüber, wie sich Europa durch Flüchtlinge bereits verändert hat und noch verändern muss, sowie über die Rolle von Literatur, Medien und Religion in der Flüchtlingsdebatte.

► **Alle Veranstaltungen zum Nachhören sowie weiterführende Interviews u. a. zur Situation in Schweden und Polen stehen im Internet zur Verfügung unter:** www.bosch-stiftung.de/europa21



Viele Zuhörer bei der Diskussion »Change: Wie Europa sich schon verändert hat und noch verändern muss« auf der Leipziger Buchmesse



Große Resonanz: Rund 800 Teilnehmer kamen zum Next Einstein Forum

WISSENSCHAFT

:: Der nächste Einstein kommt aus Afrika

Erste globale Wissenschaftskonferenz »Next Einstein Forum« in Afrika will das Potenzial des Kontinents sichtbar machen

DIE ENTWICKLUNG ERSCHWINGLICHER DIAGNOSEMETHODEN für Krankheiten, Forschung zu nachhaltigem Städtebau, Big Data oder Quantenphysik – das Potenzial junger afrikanischer Wissenschaftler ist enorm. Die Rahmenbedingungen für Forschung dagegen sind in Afrika meist schlecht. Um das zu ändern und den Wissenschaftsstandort Afrika auf der internationalen Bühne zu etablieren, veranstaltete die Robert Bosch Stiftung im März gemeinsam mit dem African Institute for Mathematical Sciences die erste internationale Wissenschaftskonferenz »Next Einstein Forum« in Dakar, Senegal. Stellvertretend für die junge Generation afrikanischer Wissenschaftler präsentierten 15 Nachwuchsforscher dort ihre Ideen und Forschungsprojekte. Internationale Teilnehmer aus Forschung, Wirtschaft und Politik diskutierten auf der dreitägigen Konferenz außerdem über Forschungsthemen wie die Entwicklung nationaler Wissenschaftsstrategien oder eine grüne Revolution in Afrika. »Wir möchten Afrika in die globale Wissenschaftslandschaft integrieren und zu einem weiteren Zentrum für Forschung und Technologie befördern«, sagte Dr. Ingrid Wüning Tschol, Bereichsleiterin der Robert Bosch Stiftung. Das nächste NEF wird 2018 voraussichtlich in Ruanda stattfinden.

► **Drei der Fellows können Sie in einer Multimedialeportage im Internet kennenlernen:**
www.bosch-stiftung.de/nexeinsteinforum

BILDUNG

:: Studie: Lehrer sollten offener sein für Teamarbeit

TEAMWORK UNTER LEHRERN FÖRDERT die Unterrichtsqualität – und kommt hierzulande oft zu kurz. Zu diesem Schluss kommt eine Studie zur Lehrerverbesserung in Deutschland. Zwar gehört Zusammenarbeit bereits zum Alltag der Lehrer, beschränkt sich aber auf den Austausch über Material und Schüler. Einblicke in den Unterricht der Kollegen gibt es laut Studie zu wenig. Dabei ist ausgeprägte Teamarbeit unter Lehrern ein Erfolgsfaktor für gute Schule und

ein Schlüssel, um mit der wachsenden Vielfalt in den Klassen umzugehen. Vorgestellt wurde die von Robert Bosch Stiftung, Bertelsmann Stiftung, Stiftung Mercator und Deutsche Telekom Stiftung beauftragte Studie »Lehrerverbesserung in Deutschland: Eine Studie zu kooperativen Arbeitsbeziehungen bei Lehrkräften der Sekundarstufe I« auf dem 6. Internationalen Gipfels zum Lehrerberuf Anfang März in Berlin.

www.bosch-stiftung.de/lehrerverbesserung

KULTUR

:: Die Fußball-WM im Libanon

Ausgezeichnet mit dem Filmförderpreis der Stiftung setzen deutsch-arabische Nachwuchsteams ihre Filmideen um

DIE FUSSBALLWELTMEISTERSCHAFT BEGINNT – ein Ereignis, das die Menschen in Beirut in Aufregung versetzt. Doch dann stören seltsame Tonwellen die Übertragung. Die Idee zum Kurzspielfilm »Tshweesh« zeigt auf beeindruckende Weise, wie inmitten eines Krieges der Alltag in einer pulsierenden Stadt normal weiterläuft. So lautet das Urteil der Jury des Filmförderpreises für internationale Zusammenarbeit, den die Robert Bosch Stiftung an Teams aus Nachwuchsfilmemachern aus Deutschland und der arabischen



Die Ausgezeichneten: Nachwuchsfilmemacher im Berliner Theater HAU

Welt vergibt. Neben »Tweesh« wurden im Rahmen der diesjährigen Berlinale Talents auch die Projekte »Miguels Way« (Dokumentarfilm) und »Four Acts for Syria« (Animationsfilm) ausgezeichnet und deren Umsetzung mit jeweils 70.000 Euro gefördert. Die Jury aus internationalen Experten lobte die künstlerischen Ansätze der Projekte, den Mut und das gemeinsame Engagement der Filmemacher: »Wir sind davon überzeugt, dass sich ihre Leidenschaft durch nichts abschrecken lässt.« Der Preis gibt jungen deutsch-arabischen Teams die Chance, durch das gemeinsam realisierte Filmprojekt Arbeitsweisen und Stile einer anderen Kultur kennenzulernen.

www.filmprize.de



Voll besetztes Atrium beim Richard von Weizsäcker Forum in Berlin

DEUTSCHE SCHULAKADEMIE

:: Wie unterrichte ich Flüchtlinge?

Forum bietet Raum für Austausch von Lehrern, Helfern und Schülern

IN EINER KLASSE MIT vielen Flüchtlingen muss anders unterrichtet werden als in einer »normalen« Klasse – aber wie? Dieser Frage ging das Forum »Willkommen. Ankommen. Weiterkommen: mit Flüchtlingen Schule neu denken« nach, zu dem die Deutsche Schulakademie im Dezember mehr als 160 Mitarbeiter von Schulen, Ministerien und Hilfsorganisationen eingeladen hatte. »Bildung ist und bleibt der Schlüssel zur Teilhabe an Gesellschaft«, sagte Professor Dr. Hans Anand Pant, Geschäftsführer der Deutschen Schulakademie. »Die Deutsche Schulakademie sieht die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung als wichtiges Arbeitsfeld. Um Schulen, aber auch Jugendhilfe-Organisationen und andere Träger zusammenzubringen, haben wir dieses Forum veranstaltet.« Zwei Tage lang sprachen die Teilnehmer über ihre Erfahrungen, Probleme und Ideen wie gemeinsame Kochabende für Flüchtlinge und Schüler oder eine »Roadshow« quer durch die Republik, um Erfahrungen auszutauschen. Einen Wunsch hatten die Teilnehmer zum Schluss: Bitte weitere Veranstaltungen dieser Art. www.deutsche-schulakademie.de

ROBERT BOSCH ACADEMY

:: Politische Führung und Verantwortung

In Gedenken an Richard von Weizsäcker: Internationales Forum mit renommierten Entscheidungsträgern und Experten in Berlin

WELCHE BEDEUTUNG HAT politische Führung in einer immer komplexer werdenden Welt? Darüber haben im November mehr als 200 geladene Gäste auf dem Richard von Weizsäcker Forum in Berlin diskutiert, einer Veranstaltung der Robert Bosch Academy. Das Forum war hochkarätig besetzt: Neben aktuellen und ehemaligen Richard von Weizsäcker Fellows aus aller Welt zählten Persönlichkeiten wie der ehemalige italienische Ministerpräsident Giuliano Amato und der ehemalige schwedische Premierminister Carl Bildt zu den Teilnehmern. Unter dem Oberthema Verantwortung und Führung ging es um die Folgen, die aktuelle Krisen wie in Syrien oder der Ukraine für die bestehende Weltordnung und Wertesysteme haben, und darum, wessen Aufgabe es ist, in entsprechende Konflikte einzugrei-

fen. In einem weiteren Panel stand die Zukunft Europas im Fokus: Wie können Solidarität und Zusammenhalt angesichts von Herausforderungen wie der Griechenlandkrise und der Flüchtlingsfrage bestehen? Über die Rolle und Verantwortung Deutschlands schließlich diskutierten u. a. Daniel Hamilton, Leiter des Center for Transatlantic Relations, und Huang Jing, Leiter des Center Asia and Globalisation. Für die Beschäftigung mit globalen Herausforderungen sind internationale Perspektiven von großem Wert, so Sandra Breka, Leiterin der Repräsentanz Berlin und der Robert Bosch Academy: »Wir sind überzeugt, dass Interdisziplinarität und multilaterale Debatten heute wichtiger sind denn je.« Genau dafür bietet die Robert Bosch Academy einen Rahmen. www.robertboschacademy.de

KULTUR

:: Geteilter Preis, doppelte Freude

Die Robert Bosch Stiftung hat den Adelbert-von-Chamisso-Preis 2016 erstmals an zwei Hauptpreisträgerinnen verliehen

IN DEUTSCHLAND AUFGEWACHSEN UND doch geprägt von den Migrationserfahrungen der Eltern und Großeltern. Diese Erfahrung eint die Schriftstellerin Esther Kinsky und die Lyrikerin Uljana Wolf, die beide zudem als Übersetzerinnen arbeiten. »Das literarische Werk der beiden Autorinnen ist so eindrucksvoll, dass sich die Jury in diesem Jahr für zwei gleichberechtigte Hauptpreisträger entschieden hat«, sagte Uta-Micaela Dürig, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung bei der Preisverleihung. Esther Kinsky wird für ihr bisheriges Gesamtwerk geehrt, insbesondere für ihren Roman »Am Fluß«. Mit ihrem Werk habe sie sich »als sprachensible Beobachterin menschlicher Existenz im 21. Jahrhundert erwiesen«, so die Jury. Uljana Wolf erhält den mit 15.000



Preisträgerin Esther Kinsky (li.) in der Allerheiligen-Hofkirche in München

Euro dotierten Chamisso-Preis für ihr bisheriges Gesamtwerk, insbesondere für ihren Lyrikband »Meine schönste Lengevitch«. »Ihre Annäherungen an das Fremde durch spielerische Reflexion sprachlich vermittelter Realität sind gelungene Beispiele für eine zukunftsweisende kosmopolitische Literatur«, urteilt die Jury.

www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

Angestiftet – was bleibt?



2012

Vor vier Jahren war Nathanael Molle Teil der »Changemaker« – ein Netzwerk junger Menschen, die an Lösungen für soziale, ökologische oder gesellschaftliche Probleme in ihrem direkten Umfeld arbeiten. Er gründete Singa, eine Organisation, die Flüchtlinge dabei unterstützt, Unternehmen zu gründen

:: Was ist das Erfolgsrezept von Singa?

Nathanael Molle: Bei Singa geht es darum, Menschen mit denselben Interessen und Anliegen zusammenzubringen. Wir kommunizieren deshalb nie, dass sich eine Veranstaltung oder ein Angebot explizit an Flüchtlinge richtet. Außerdem ist uns wichtig, dass nicht nur die Geflüchteten, sondern die gesamte Gesellschaft profitiert. Häufig hören wir das Argument, dass es viele Arbeitslose und soziale Probleme in unserem Land gibt und wir es uns deshalb nicht leisten können, anderen Menschen zu helfen. Dieses Argument entkräften wir, indem wir Geflüchteten helfen, Unternehmen zu gründen und dadurch Jobs zu schaffen.

:: Was waren die größten Herausforderungen am Anfang?

Nathanael Molle: Bis heute besteht die größte Herausforderung darin, die gesellschaftliche Wirkung zu vergrößern. Wenn man die Dinge ändern will, reicht es nicht, dies nur auf einem lokalen Level zu tun. Man muss weiterdenken und einen Wandel auf nationaler und internationaler Ebene anstreben. Die Frage lautet also: Wie können wir etwas schaffen, das in Frankreich und auch überall sonst in der Welt reproduziert werden kann?

:: Was halten Sie von der gegenwärtigen politischen Debatte in Europa über Grenzschließungen und Obergrenzen für Flüchtlinge?

Nathanael Molle: Wir sollten nicht darüber reden, wie wir Türen schließen können, die wir ohnehin nicht geschlossen halten können. Wir sollten uns mehr auf konkrete Lösungen und positive Erfahrungen konzentrieren. Mit Singa wollen wir beweisen, dass die Aufnahme von Geflüchteten ein erfolgreiches Experiment für unsere Gesellschaft sein kann und dass unser Land von der Aufnahme von Geflüchteten profitieren kann.

:: Was konnten Sie aus der Zeit im Netzwerk ChangemakerXchange mitnehmen?

Nathanael Molle: Als Entrepreneur ist man immer auf der Suche nach Lösungen und neuen Erfahrungen. Bei meinem ersten Treffen mit anderen Sozialunternehmern habe ich innerhalb von drei Tagen mehr gelernt als in den anderthalb Jahren davor. Durch diese Netzwerke bekommt man sehr nützliches Wissen in einer verdichteten und kompakten Art und Weise. Bei changemakerXchange ist das nicht anders. Man bekommt so viele große Ideen in nur einem Raum – es gibt wenige solcher Orte, wo diese Art des gemeinsamen Schaffens möglich ist.



2016

STIFTUNG

:: Höhere Ausschüttung

Die Robert Bosch Stiftung erhält für das Jahr 2015 eine höhere Dividende

DIE ROBERT BOSCH STIFTUNG erhält für das Jahr 2015 eine Dividende in Höhe von 126,8 Millionen Euro von der Robert Bosch GmbH. Hintergrund dafür ist der wirtschaftliche Erfolg des Unternehmens im vergangenen Jahr. Durch die höhere Dividendenzahlung kann die Stiftung ihre gemeinnützigen Aufgaben mit noch mehr Kraft angehen als in der Vergangenheit. So wird sie mit den zusätzlichen Mitteln u. a. Investitionen in Gebäude und Einrichtungen des Robert-Bosch-Krankenhauses unterstützen, ihre Fördertätigkeit in moderatem Rahmen ausweiten und zur Risikovorsorge perspektivisch freie Rücklagen aufbauen.

IMPRESSUM

Robert Bosch Stiftung Magazin,
Nr. 20, Juni 2016

Das Magazin erscheint in einer Auflage von 8.500 Exemplaren. Eine PDF-Version steht unter www.bosch-stiftung.de zum Download bereit.

Herausgeber

Robert Bosch Stiftung GmbH,
Heidehofstraße 31, 70184 Stuttgart,
magazin@bosch-stiftung.de

Geschäftsführung

Uta-Micaela Dürig, Prof. Dr. Joachim Rogall

Verantwortlich

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

Redaktion

Julia Rommel (Leitung), Eva Wolfangel,
Alexandra Wolters

Layout und Produktion

C3 – Creative Code and Content GmbH, Berlin

Druck

J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart
ISSN-Nr. 1865-0910

www.bosch-stiftung.de
www.twitter.com/BoschStiftung
www.facebook.com/RobertBoschStiftung